
SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT
Nr. 8 August 1946 Fr. 2.50
Du

CF-SCHÖNHEITS-PFLEGE

SÉRODENT

Gesunde Zähne, reiner Atem sind das Ergebnis täglicher Pflege mit Sérodent. Sérodent, die von Zahnärzten empfohlene Zahnpasta, reinigt und schützt Ihre Zähne. Sérodent-Mundwasser verleiht Ihnen einen würzig frischen Atem.

CLERMONT ET FOUET



Eichhörnchen im Aroser Wald
Farbphoto Spühler/Schultheß

Du

Schweizerische Monatsschrift August 1946 Nr. 8 6. Jahrgang

Aus dem Septemberheft:

Unser Besuch bei den Bildern aus deutschen Museen in Wiesbaden

In farbigen Wiedergaben: Dirk Bouts: Maria und Kind
Nachfolger des Dirk Bouts: Die Weissagungen der tiburtinischen Sibylle / Rembrandt: Josephs Traum / Die Frau des Tobias mit der Ziege / Lukas Cranach: Der Jungbrunnen.
Mit Ausschnitten / Caspar David Friedrich: Frau am Fenster des Ateliers / Adolph Menzel: Der Bauplatz

Zeichnungen neuerer Maler / Photos

Begegnung an der Elbe. Erzählung von Lisa Tetzner
Unveröffentlichte Briefe von Rainer Maria Rilke
Diego Valeri (Padua):
Neues Leben und neue Literatur in Italien
Eine Novelle von Elio Vittorini
Max Niehans: Schweizer Studenten schreiben aus aller Welt an Bullinger

●

Herzlichen Dank! In der Juninummer baten wir unsere Leser um ein Buch, dessen Inhalt seit Bubentagen wohl erinnerlich, dessen Titel uns aber entfallen war. Bald kamen «Die Gründorfer» von Julius Lerche von allen Seiten an die Redaktion, von Binningen gar ein glücklich zerlesenes Geschenkexemplar. Eine wunderbar vergangene Welt stieg aus den Blättern wieder auf, wir brachten sie zum Buchbinder, und sie sollen den Kindern in Trogen immer neue Freude bringen. Dem Geber und allen lieben Lesern für ihre große Freundlichkeit sagen wir unseren herzlichen Dank!

W. R. C.

Hier schreibt der Leser

B., 16. VI. 46

Si j'étais roi! Ja, wenn ich König wär. Oder sagen wir demokratischer, fachlicher zugleich: wenn ich Redaktor wäre. Nur ein einziges Mal! Für einen Monat lang einmal eine Zeitschrift zusammenstellen wie die Ihre! Dann nämlich würde auch ich sie in ein bestimmtes Motiv zusammenfassen. Netze! müßte es heißen. Und es müßte Oktober sein. Meine Herren Redaktoren, wie wär's mit einer ausgedehnten Traubenkur im Tessin oder dem ja nun wieder offenen Süden?

Das Titelblatt würde überzogen sein von einem Netz. Großformat, daß man die einzelnen Knoten sieht, die Stricke, aus denen es geknüpft wurde. Durch das Netz darf man andere Netze sehen und einen oder mehrere Netzflicker. Das Ganze diesig — verheißungsvoll, denn jetzt beginnen wir unser Garn zu spinnen, unser Netz zu knütten, welches wir den Lesern über den Kopf werfen wollen und mit dem wir sie — seien Sie sicher — auch einfangen werden. Denn die Netze fallen nur so, sie überschneiden sich, ihre Maschen greifen ineinander. Den Blick aber lassen sie immer durch, einmal mehr, das andere Mal weniger klar, je nachdem wie weit oder wie eng ihr strenges Maschenwerk geschaffen ist, das sich vom stärksten Netz aus Tauen bis zum zarten Schleier aus der Absonderung einer Drüse verfeinern kann. Im Anfang also ist das Fischernetz. Das Treib-, das Schlepp-, das Rund- und das Sperrnetz. Mir hat es das letztere angetan, das sich an der glitzernden Oberfläche halten läßt durch hohle Glaskugeln, die abwechselnd die Wellen spiegeln und die roten Hütten am Quai und das hohe Wolkengetürm des Himmels. Aber alles sind Netze, die prallvoll sein können. Voll peitschenden, zuckenden Lebens. Die aber auch leer sein können und schlapp, wie die Marktnetze jener Frauen, die neulich in den Trümmerstraßen an mir vorbeischlichen.

Doch schon baut sich ein straffes Netz über unseren Weg. Ein Tennisnetz! Und dort unter dem Clubhaus flattert ein zartes Gespinst von einem kecken Hütchen. Es legt sich über die dunklen Augen, macht sie seltsam fern und unbestimmbar. Ueber wessen Augen? Scheint mir doch, es sei hinübergesprungen auf jenen Herrn dort im hellen Tennisdreß und läge auch über seinen Augen, als er jetzt die schmale Hand küßt, die sich ihm unter dem zierlichen Netz des Filethandschuhs entgegenstreckt. Netze, Netze überall! Geknüpfte, gestrickte, gespannte! Vom Tau beperlte. Sieh, wie er zappelt darin, sieh, wie sie ihn austrinkt, kalt, gierig! Wer? O keine Nebengedanken, bitte! Ich für mein Teil bin längst bei «Anita» angelangt, der Spinne, einer der charmantesten «Kreaturen» Adolf Koelschs.

Und nun seht die Netze, nein, Ihr könnt sie nicht sehen, die sich spannen, sichtbar und doch fest und unzerreißbar bis zum Tod: Maquis, Widerstand. Gefährliche Netze, auch um sie lauert die Not. Aber noch andere gibt es: Das Nachrichtennetz, das der auseinandergesprengten Menschheit half, die Fäden der Bluts- und der Wahlverwandtschaften neu zusammenzuknüpfen, wiederum zum neuen Netz der Nächstenliebe. Noch hängt viel Abgerissenes lose in der Welt, das nicht weiß, wo den ersten Knoten schürzen. Aber es hüpft ein Kind über die neubegrünte Wiese. Unbekümmert und ohne Ziel lacht es doch und singt und schwenkt sein Schmetterlingsnetz vor sich her. Mit der Hoffnung, Sie doch wenigstens in einer einzigen Masche meines Netzes gefangen zu haben, bin ich mit freundlichen Grüßen *Holle*



Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, Ausland Fr. 32.—, Einzelheft Fr. 2.50.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck-Konto VIII 3790

NEUE FRISUR – NEUES GESICHT

Vielleicht tragen Sie Ihre Frisur schon jahrelang. Vielleicht ein klein wenig aus Bequemlichkeit, vielleicht aus Angst vor dem Neuen? Vielleicht aber ist Ihr Haar leblos und müde, so daß Sie gar nicht glauben, eine bessere und schönere Frisur formen zu können. Dann müssen Sie Ihr Haar mit Schwarzkopf waschen. Das Schwarzkopf-Bad wird Ihren Haaren neue Kraft verschaffen, es wird sie leicht und luftig-duftig machen. Unter Ihren Händen wird dann mit dem herrlich frischen Schwarzkopf-Haar eine Frisur entstehen, die Ihr Gesicht noch hübscher macht. Vielleicht wird es der Coiffeur sein, der Ihre Frisur formt. Dann sehen Sie zu — auch er wird Ihr Haar mit Schwarzkopf waschen. Er weiß genau, wie sehr Schwarzkopf Ihr Haar verjüngt.

Eine kürzlich durchgeführte Untersuchung hat ergeben, daß die meisten Frauen in der Schweiz auch heute noch das Haar falsch waschen, zum Beispiel mit der Badeseife. Nichts ist gefährlicher, denn auch die feinste Seife bildet grauen Kalkflor, der das Haar hart und glanzlos macht. — Schwarzkopf hingegen ist alkalifrei.



SCHWARZKOPF

Beutel **-.50**
Flasche **2.-**


La poudre Secret
D. 45.
Fidèle confident des merveilleux instants dévolus à sa beauté, son miroir redit encore a cette belle que son charme et son éclat ne sauraient être mieux confiés qu'à la célèbre poudre Secret du Chevalier d'Orsay.
LES PARFUMS DU CHEVALIER
D'ORSAY

*Im Reiche der kulti-
vierten Frau hat
echtes Silber stets
seinen Vorzugsplatz*





Ich soll etwas Besonderes haben, ich soll heller lachen, fröhlicher plaudern, rassiger gehen, hübscher tanzen? – Dichter besangen mich zu allen Zeiten, meine Kleider gehen als Modelle in die ganze Welt – kein Parfum, das nicht französischen Namen trägt. Wo es um Schönheit, Reiz und Eleganz geht, muß alles französisch sein.

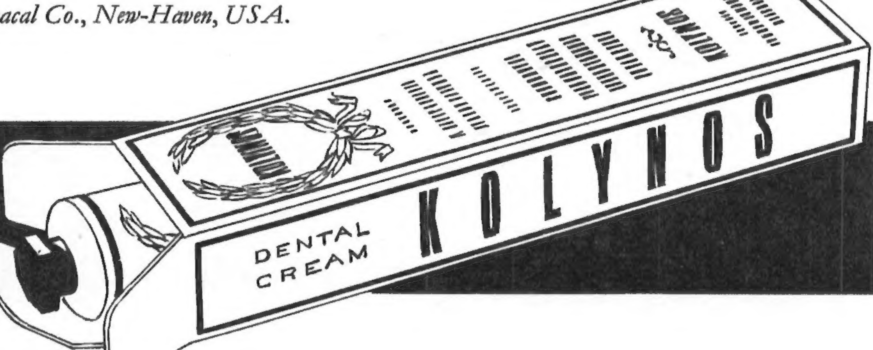
Bis auf einen Punkt: Die Zähne. Auch ich, die Französin, verdanke meine blitzweißen, perlenschimmernd-verführerischen Zähne Amerika. Amerika sandte uns Kolynos. Kolynos, die Zahnpasta für Frauen, die gern lachen und die den Reiz strahlender Zähne zwischen leuchtendroten Lippen kennen. Was ich an Kolynos besonders schätze: es macht den ganzen Mund so herrlich frisch und rein. Solange der Mund frisch ist, bleibt man spannkräftig und froh – und das müssen wir heute ja erst recht sein.

Wie man mir sagt, sollen laut einer Umfrage die Hälfte der Schweizerinnen ihre Zähne nicht regelmäßig putzen. Ich kann das nicht verstehen. Nicht einmal, sondern zweimal putzen wir unsere Zähne — nichts ist doch angenehmer, als mit frischem Munde einzuschlafen.

Last thing at night — first thing in the morning

Whitehall Pharmacal Co., New-Haven, USA.

KOLYNOS



Noblesse de la forme

ULYSSE NARDIN
LOCLE SUISSE

ULYSSE NARDIN

UN SIÈCLE D'ART ET DE PRÉCISION

LE LOCLE SUISSE


JEZLER
ECHT SILBER

Zu unserm Augustheft



Erster August, Tag des Vaterlandes. Die Augustfeuer brennen, wir gedenken unserer bewahrten Heimat, wir preisen selbstzufrieden oder demütig unsere Rettung aus den Gefahren dieser Jahre, sind voll dankbarer Gefühle für unsere Soldaten; aber wenn wir feiern und das Bild des Rütlischwures heraufrufen, die alten Bundesbriefe, die trotzigen Berge, die großen Kämpfe, die politische Weisheit unserer Altvordern und den Verstand des Volkes, dann sei diesmal am vaterländischen Fest auch deiner gedacht: schweigender, grüner, alter, lieber Schweizer Wald. Wald der Heimat.

Eine eindringliche Rede für dich möchten wir vor den eidgenössischen Ohren halten, der du zu unserer Landesverteidigung, der du zu den Abwehrplänen unseres Generals so eng hinzu gehörst, du stacheldrahtdurchzogener, grabendurchsetzter Wald, verborgene Transportbahn unserer guten Waffen, Behüter unserer Späher und Posten, du hast dein Teil Aktivdienst redlich getan. Wie war der Schweizer diese Jahre heftig hinter deinem Holz her! Noch jetzt fließen reichlicher als je bisher aus zahllosen Reisigwellen, aus geschlagenen Stämmen, aus Zersägtem und Zerlegtem auf den Holzplätzen und an den Stapelorten die Tränen goldenen Harzes überall im Lande. Ganze Wälder haben wir gefällt und gerodet um unseres Brotes willen. Wie in der Vorzeit ging's zu, da Reuten allemal ein Verdienst gewesen. Ein Rückfall das! Ein notwendiger Rückfall gewiß, aber nun ist für die ehmals leicht abgemagerten Holzfäller und eidgenössischen Winterschlotterer längst die Zeit des erneuten Fettansatzes wieder gekommen, die Wirtschaft blüht, Mangel gleicht sich aus, nur du, bedächtiger Wald, du übernutzter, ausgebeuteter bist nicht geschaffen, dich leichthin von den Schlägen zu erholen, welche unsere Not-Zeit dir versetzt, und «Schonung» rufst du mit Recht, «Schonung, damit zu euerem Besten ich wieder zu Kräften komme».

Deine Verteidiger im Lande sind stille Leute. Es ist, als habe dein schweigsames Wesen auf sie sich übertragen, aber die Ausbeuter sind laute Forderer, und du bist ein Teil des Weltwaldes, dessen Untergang die Zivilisation täglich ein Stück vorantreibt. «Holz, komm!» rufen von alters her die Zimmerleute, wenn sie ein schweres Stück mit gemeinsamen Kräften vom Platze rücken wollen, «Holz her» ruft die moderne Welt, die für die einzige Sonntagsausgabe des New York-Herald über hundert Hektaren Wald zu Papier macht. Vier Millionen Kubikmeter Holz verbraucht unser Vaterland im Jahr, drei Millionen fällen wir selber, die restliche vierte kaufen wir von den Holzräubern in der Welt draußen; wenn wir aber diese vierte auch noch im eigenen Lande fällen, dann gleichen wir dem Mann, der in einem Anfall von Umnachtung das Huhn aufißt, auf dessen Eier er angewiesen ist. Wirklich, lieber Wald der Heimat, es gibt auch bei uns Menschen, welche dich als einen bloßen Holzhaufen betrachten, dich, du Freudenspender, du Trost der Augen, Beschützer der Täler und Hänge, du Wasserregler und Quellenvater, Klimaverbesserer, du Zier der Höhen, du Lebenshüter, Heimstatt der Blumen, Hort der Tiere, du Zeugnis und Beispiel unverfälschter Natur, du Freistatt der Nation, da der Straßen- und Wegleinläufer unserer eingeengten Zeit frei auf der Mutter Erde kreuz und quer nach Laune sich ergehen kann.

Das eidgenössische Forstgesetz hütet deine Ausdehnung, die Waldfläche darf im Vaterland nicht vermindert werden, Aufforstungen sollen die Schäden der eben vergangenen Jahre wieder gut machen, aber da zeigt sich, treuer Wald, dein lebendiges Wesen, bloßes Messen und Zählen kommt dir nicht bei, es ist nicht gleichgültig, wo du wächst, dein Fehlen in der Ebene kann durch die Vermehrung im Gebirge nicht ausgeglichen werden; du bist eine Lebensgemeinschaft, bist kein ausgeklügeltes Pflanzwerk sondern ein Wachstumsreich, drin das ganz Starke und das ganz Schwache eng zueinander gehören, drin das Größte und das Kleinste in Abhängigkeit von einander leben, drin Widerstrebendes sich zum Gleichgewicht gefunden hat.

Waldgesinnung tut not. Waldgesinnung, Verständnis für dein vielfältiges Wesen, lieber Wald, für dein bedächtiges Gehaben, für dein altes Herkommen und für das Gesellschaftliche an dir. Dauer ist bei dir. Immer gehört die Frage nach der Dauer zu den Werken der Menschen. Dauer ist Kraft; Kraft, dem Tode zu trotzen. Dauerhafter als jeder einzelne ist seine Sippe, dauerhafter ist das Vaterland und die Lebensordnungen, die wir darin schaffen. Dauerhaft ist dein Leben, stolzer Wald, du lehrst uns und forderst von uns den Verzicht auf den raschen und nahen Nutzen um größerer Ziele willen. Deine stumme Lehre ist die schönste Feierrede an die Nation. In den Waldstätten liegt die Wiege unseres Staatswesens; Schweiz — Stätte des Waldes —, deine Wälder erhalten dich. Wie wir mit dem Walde umgehen, so wird es uns ergehen, gemäß jenem Wort: les forêts précèdent les peuples, les déserts les suivent.

Arnold Kübler





Aus dem Nationalpark. Photo Werner Bischof

Freund Wald

VON KARL ALFONS MEYER

Hundert Jahre würde ich noch leben, hätte der Kuckuck recht, dessen unermüdlicher Ruf vom nahen Wäldchen her mich aus einem Alptraum weckte. Dank, guter Vogel, denn das Traumgesicht war schrecklich. Ich sah Zürich und Basel zu einer Großstadt zusammengewachsen. Wolkenkratzer und qualmende Schlote erhoben sich, wo einst die waldigen Juraketten lagen, die jetzt ausgeebnet nur noch Betonhallen und stundenlange Pisten interkontinentaler Flugplätze zeigten. Schnurgerade verband eine fünfzig Meter breite Autostraße Basel-Fricktalervorstadt mit Zürich-Kreis 27. Nur auf Zusehen hin waren Rhein, Aare und Limmat noch belassen worden; doch waren sie eingedämmt und gerade wie ein Lineal; langsam und trüb flossen sie dahin, übelriechend und von Abwässern beschmutzt. Die Auwälder und Hecken mit ihrem einst reichen Tier- und Pflanzenleben waren verschwunden; die letzten Waldreste waren zu staubigen Stadtanlagen geworden; an jedem Baum war ein Korb für Abfälle befestigt — übrigens zwecklos, denn die zivilisierten Großstädter ließen grundsätzlich jeden Unrat liegen. Die Wipfel der überlebenden Bäume verkümmerten in den Abgasen der vielen Fabriken; ihre Stämme waren zerfressen von den sich ungeheuer vermehrenden Maden; die Rinden und Nadeln waren bedeckt von Läusen. In einem vergitterten Winkel wurden die kranken, matten, räudigen Ueberbleibsel der sonst längst ausgestorbenen Rehe und Hasen angegafft. Ein diese Steinwüste bewohnender Greis soll sich noch erinnern, in seiner Jugend einmal einen Vogel und sogar einen Schmetterling gesehen zu haben. Jedenfalls war's ein Kohlweißling gewesen.

Ach! — Doch ich erwache. Noch ruft's Kuckuck, Kuckuck aus dem nahen Gehölz. In fernem Traumland hatte ich Heimweh nach dir, lieber Wald. Du erscheinst mir zuerst, wenn ich mir in der Fremde Heimat vorstelle. Denn nur Ausländer und Phantasten pflegen die Schweiz mit Gletschern und Schneewüsten gleichzusetzen. Der Wald ist bei uns ebenso bestimmend für den Landschaftscharakter, und er wird wohl ein Jahrtausend länger geliebt als die Hochalpen. Man begann den Wald zu lieben, sobald sein Schwinden merkbar wurde und die Besiedelung unseres Landes abgeschlossen war. Fast alle heutigen Ortschaften bestanden schon im 12. oder 13. Jahrhundert. Aber in Schnee und Eis über die damals noch meistenorts einige hundert Meter höher hinaufreichende Waldgrenze lockte noch kein Gefühl für weite Aussicht oder für stärkendes Wandern. Abgesehen von weidesuchenden Hirten und wenigen Jägern, die außer auf Gemsen und Murmeltiere noch auf Geier, Adler, Steinböcke pirschen konnten, suchte niemand die Alpen auf. Als Ende April 1336 Petrarca in einem allerfrühesten Anflug neuzeitlichen Naturgefühls den Mont Ventoux bestiegen hatte, faßte ihn auf dem Gipfel unbestimmte Sehnsucht; er will sich Trost und Rat im Bekenntnisbuch des Augustinus holen, schlägt es als Orakel auf und findet: «Da gehen die Menschen hin, die Höhen der Berge zu bewundern und die Fluten des Meeres, die Ströme, des Oceans Weiten und der Gestirne Bahnen — und verlieren dabei sich selbst.» Erschreckt wandte sich Petrarca darauf zum Abstieg. — Noch um 1800 wurden an unsern schönsten Seen Häuser so gebaut, daß sie sich von der Aussicht auf die «wüsten Gebirge» abwandten. Das hat sich nun freilich gründlich gewandelt. Das allgemein schweizerische Landschaftsbild ist bedingt durch frohen Wechsel von Wald und Wiese, Berg und Weide. Es gibt keinen schweizerischen Ort, von dem aus nicht näher oder ferner Wald zu erblicken wäre, aber auch wenige Täler, in die nicht über Kantonsgrenzen hinweg das Leuchten von Alpenfirn dränge. Wohl gibt es Länder, die stärker bewaldet sind, doch keines, das die Schweiz an herzerquickender Mannigfaltigkeit übertrifft. Zahllos sind die Zeugnisse aus aller Welt zum Lob schweizerischer Gegenden; bald wird ein Gipfel gerühmt, bald ein See. Aber vergessen scheint meist — oder schiene es selbstverständlich? — daß ohne Wald die meisten Reize unvollkommen blieben. Viele achten des Waldes nicht, wie sie des Mangels und der Krankheit nicht gedenken, solange sie glücklich und gesund bleiben. Ihnen wäre eine Fahrt durch die öden Karste und dürren Sierren zu gönnen, die gerade infolge der Entwaldung zu Einöden wurden. Bei der Heimkehr würden sie erkennen, daß die herrlichen Ufer unserer Seen von Le Sentier bis Mammern, von Weesen bis Sils, daß unsere Schlösser von Chillon zur Habsburg, von Valangin bis Tarasp, daß unsere Wasserfälle vom Saut du Doubs bis zur Tosa ohne den sie umrauschenden Wald Juwelen ohne Fassung blieben.

Vor zweitausend Jahren pries der römische Dichter Horaz die einfache heimische Natur im Gegensatz zu den damaligen Modeorten. Seine Ode: Laudabunt alii claram Rhodon aut Mytilenen... mögen andere das berühmte Rhodos oder Mytilene loben — ist immer gültig. Mögen andere, so denken wir heute, mondäne Strandbäder, demimondäne Gaststätten und rekordgierige Sportplätze rühmen — wir preisen den heimatlichen Wald, wenn auch keine Sternchen der Reisebücher den Weg zu ihm zu weisen pflegen. Nur der Wald gehört allen; ohne ihn wäre unser Land öde, farblos, unfruchtbar, heute dürr, morgen überschwemmt. Die von Bahnen, Autos, Flugzeugen Uebersättigten sollten wieder wandern lernen und im Wald ihre Lungen mit Tannenduft füllen, ihre Sinne in Buchenrauschen und Birkengeflüster beleben. Kein anderes Land besitzt auf so engem Raum solche Mannigfaltigkeit von Forsten vieler Holzarten. Solange man in Frieden reisen konnte, wurden schweizerische Wälder von Forstleuten aller Länder des Erdballs besucht. Nirgends auf der Welt war so rasch und vollkommen das Ideal moderner, wieder mit der






Natur verbundener Waldwirtschaft verwirklicht worden wie in unserem Lande. Natur und forstliche Kunst sind einen Bund eingegangen; bei uns ist der häßliche, bodenverderbende Kahlschlag gesetzlich untersagt; wir fragen die Bäume, wie sie erzogen werden wollen, und zum Dank dafür wird der wirtschaftlich wertvollste Wald zugleich der ästhetisch schönste. Ueberwunden ist — von Rückfällen der Rodungszeit abgesehen — die naturwidrige Sucht der künstlich begründeten reinen und gleichalterigen Bestände. Nur selten sehen wir noch schnurgerade Reihen kränkelnder Fichten. Wir wollen den gemischten, ungleichalterigen Wald, wo natürliche Verjüngung unter dem Schutz der Mutterbäume gedeiht, den Boden ständig schirmt und stufenweise ins obere Stockwerk hinaufwächst — Kronen unter Kronen.

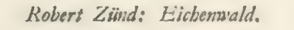
«O Täler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald, Du meiner Lust und Wehen andächt'ger Aufenthalt» — sang einst Eichendorff. Schöner noch als in seiner Heimat Schlesien schmiegt sich bei uns der Wald wie ein dunkelgrünes, von ferne blaues Gewand Tälern und Höhen an, wo immer die reicheren Schwestern, Landwirtschaft und Rebbau, ihm Raum gönnen. Aber er steigt auch hoch hinauf in Jura, Vorberge und Alpen, wo er Quellwasser speichert und Weiler und Weiden vor Steinschlag und Lawinen schützt. Oft hat ihm das Weidevieh übel vergolten; da und dort mußte der Wald zum Schaden der Alpen zurückweichen und vor der Wirtschaft ins Unwirtliche fliehen. Oft deutet nur noch ein Alpenrosengürtel seine frühere Grenze an. Landschaftlich bietet diese Kampfzone Herrliches. Einzelne Nachhuten oberhalb der zart hellgrünen Lärchenwälder oder der blaugrünen Arvenbestände lassen allerletzte sturmerprobte, narbenstolze Kämpen zurück, die noch neben Gletschern schneegebeugt, wildverbissen, windzerzaust, flechtenbehangen, blitzgetroffen Jahrhunderte törichter Menschengeschichte überdauern. Zu den Füßen dieser knorrigen, verwitterten Greise aber erblühen Jahr um Jahr für einen kurzen Lenz Alpenrosen und blaue Enziane. Doch der täuschte sich, der den Lebenskampf der Bäume nur in jenen reinen Höhen bemerkte. Auch in der Tiefe, in den Schächen und Auen, mischen sich unsere Holzarten nicht nur, sie befehden sich auch. Wie Völker nach Raum und Licht streben, wie jenes Mädchen der hellenischen Metamorphosensage noch als Blume das Gesicht dem Sonnengott Helios zuwendet, so sucht jeder Baum die wärmenden Strahlen. Dem innern Gesetz des Heliotropismus folgend, kehren sich selbst starke Eichen, Föhren, Lärchen mit ungeheurer Gewalt dem Lichte zu. Weniger lichtbedürftige Arten, wie die Weißtanne, vermögen viele Jahrzehnte lang unterdrückt im Schatten zu warten, bis auch sie Abgang greiser Nachbarbäume, Windwurf oder auch bewußt geleitete Freistellung gedeihlicherem Wachstum erschließt. Rasch treibt sie nun in die Höhe, und breite Jahrringe reihen sich an den allzu engen Kern. Aber auch in der dunklen Tiefe, im Reich der Wurzeln, währt ein zäher Kampf. Auch der Wald ist keine sentimentale Lebensgemeinschaft. Sollten wir ihn deshalb weniger lieben? Ist er uns Menschen nicht umso verwandter?

Die Waldliebe stand lange in schwerem Kampf gegen geldgierige Kurzsichtigkeit und schädliche Belastungen. Es gelang nicht leicht, alle Teile unseres Volkes vom Nutzen waldfreundlicher Gesinnung zu überzeugen und Schonung der Bewaldung gesetzlich zu verankern. Durch die keltische, römische, alamannische, fränkische Zeit bis ins Mittelalter hinein galt Waldrodung als Kulturtat. Das Fällen von auffallenden und verehrten Bäumen gewann seit Ausbreitung des Christentums symbolische Bedeutung. Gallus, Imer, Columban, Bonifacius rodeten und bekehrten. Heute würden wohl die Apostel Wald und Natur eher schützen... Ein treffliches Beispiel des Verquicktseins von ursprünglicher Land- und Forstwirtschaft, dann aber auch der kultur- und forstgeschichtlichen Wandlungen bietet das Schicksal der Eiche, dieses gewaltigen, knorrigen, eigenwilligen Baumes, den Zeus, Jupiter, Thor, Donar besonders oft ihres so liebenden wie vernichtenden Blitzstrahls würdigten. Ganze Völker beanspruchten die Eiche, sie war Hellenen, Römern, Kelten und Germanen heilig. An ihr liefen wie eine Flamme des Donnergottes Eichhörnchen auf und ab. Oder waren es Funken des Feuerdämons Loki? Oder ein Junges des berühmten Eichhorns Ratatöskr, das am Weltenbaum Yggdrasil zwischen dem Lindwurm an den Wurzeln und dem Adler im Wipfel böse Kunde hin und her trägt? — Doch mit Götterglauben vermengte sich Trivialstes, falls nicht dieses vielleicht sogar jenem voranging. Denn die Eiche war jahrtausendelang, seit Homer und Vergil bis etwa 1760, der bevorzugte Mast-Baum, der das beliebteste, einst unentbehrliche «Acherum» für die früher bis in die Städte verbreitete Aufzucht der Schweine lieferte. Schon die Zauberin Kirke hat den Gefährten des Odysseus Eicheln, das Futter der erdaufwühlenden Säue, vorgeschüttet. Ob die böse Göttin sie wirklich in Eber verwandelt hat, mag dahingestellt bleiben; ohne jeden Zweifel aber geht aus der homerischen Quelle hervor, daß schon ein Jahrtausend vor Christus die Eichelmast große Bedeutung besaß. Trotz ihres ausgezeichneten Holzes — es half jede Armada von Schiffen bauen seit den Punierkriegen — wurde die Eiche stets zu den Fruchtbäumen gerechnet und der Wert eines Eichwalds nach der Zahl der in ihm mästbaren Schweine geschätzt. Jedes Dorf unserer alten Eichengebiete stellte jährliche Verteilungslisten auf, peinlich genau, sorgfältiger als die Ehe- und Taufregister, um die Zahl der Schweine zu bestimmen, die je nach der Reichlichkeit der Eichelmast der Pfarrer, jeder Bauer, jeder Handwerker, jede Witwe und Jungfrau in den Wald treiben durfte. Die Geschichte der Eiche weist geradezu groteske kulturgeschichtliche Merkwürdigkeiten auf. Doch vielleicht ist dem Leser aufgefallen, daß wir oben 1760 als Schlußjahr der Eichelmastbedeutung nannten. Weshalb wohl? Einfach deshalb, weil in jenem Jahrzehnt der Anbau der Kartoffel begann. Nachdem noch die jungfräuliche Königin Elisabeth ihre bevorzugten Ritter wie Leicester und Raleigh mit der seltenen Kartoffelblüte beglückt und geschmückt hatte, wurde die Erdäpfelzucht fast plötzlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts allgemein. Ihre Abfälle machten die Eichelmast überflüssig; die Schonung des Fruchtbaums Eiche hörte auf; jetzt erst wurde sie zum Waldbaum und nun meist des begehrten Holzes wegen viel zu jung geschlagen, nachdem man sie vorher der Mast zuliebe überalt hatte werden lassen. Der stolzeste Baum wich also dem bescheidenen Erdapfel. Freilich trat um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch eine neue Gefahr an die Eiche heran. Damals setzten die ersten großen Eisenbahnbauten ein, wobei ganze Eichenwälder zu Schwellen verbraucht wurden. Der Baum ist überdies forstlich nicht leicht zu behandeln und schwer zu verjüngen, wie jede Lichtholzart. Nur ein Beispiel: damit die Eichen schöne Schäfte bilden und nicht von Wasserreisern überwuchert werden, sollten sie zu ihren Füßen einen Mantel von schattenertragenden Nadel-



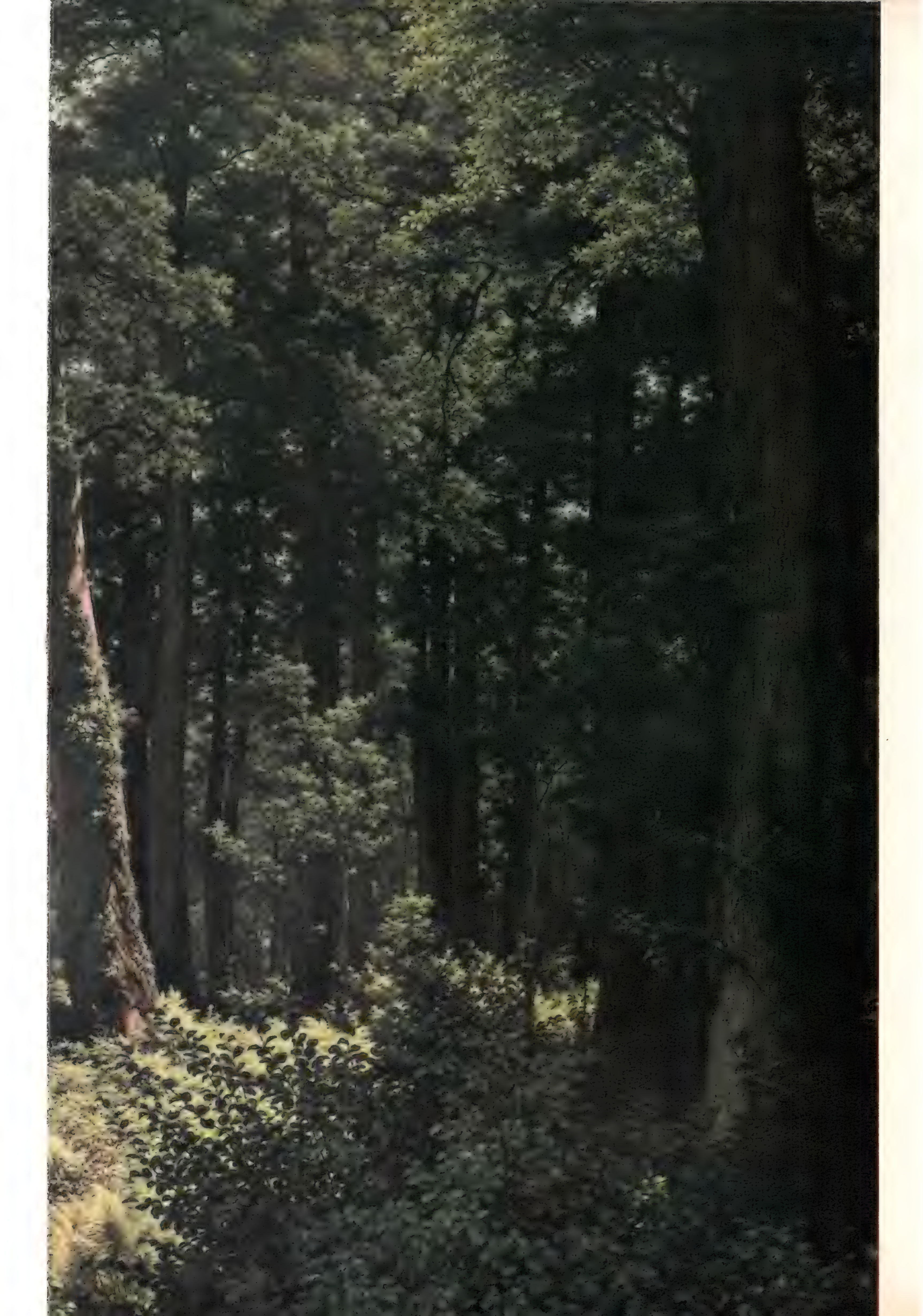


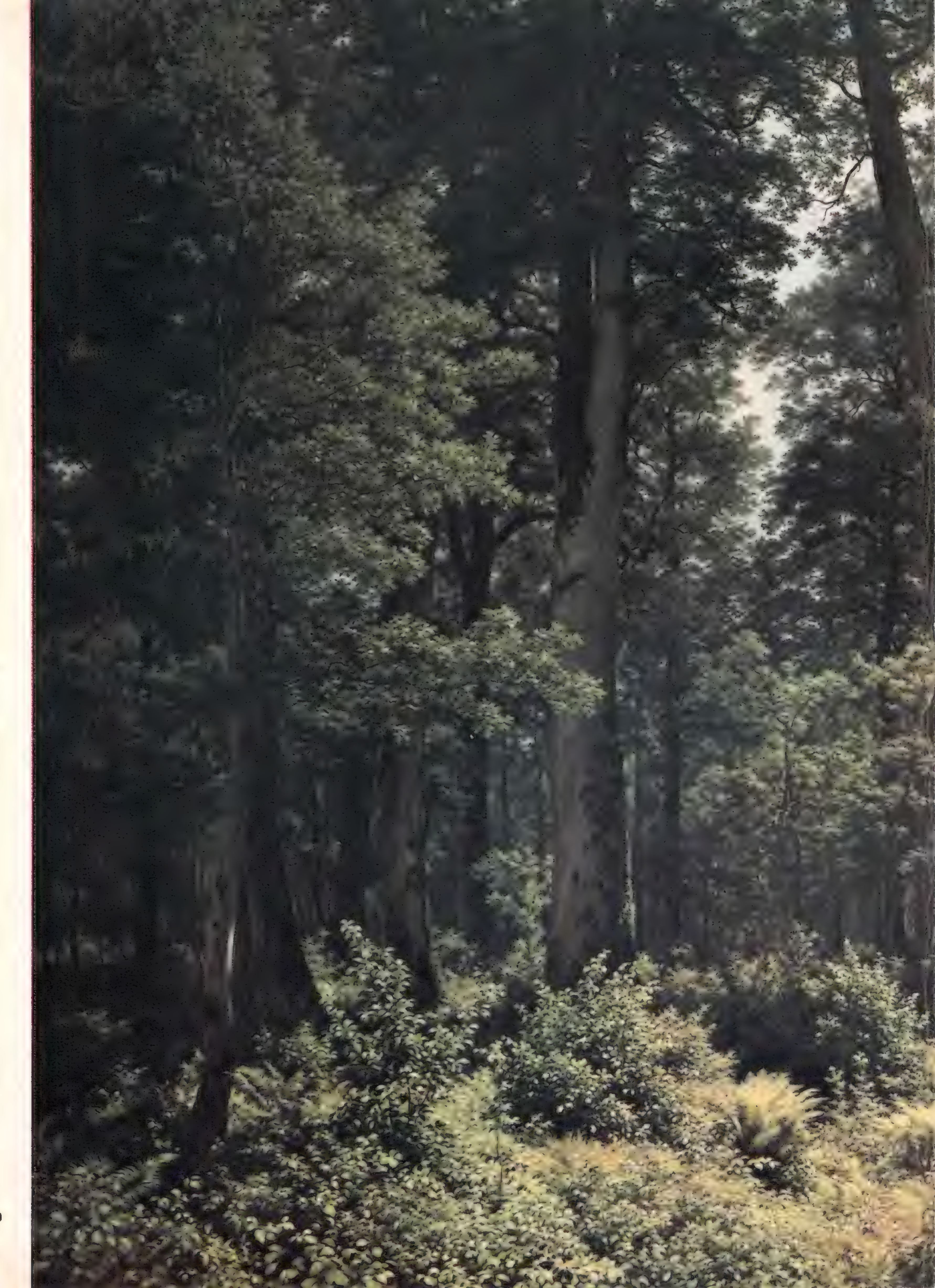




Robert Zünd: Eichenwald. Kunsthaus Zürich







4b

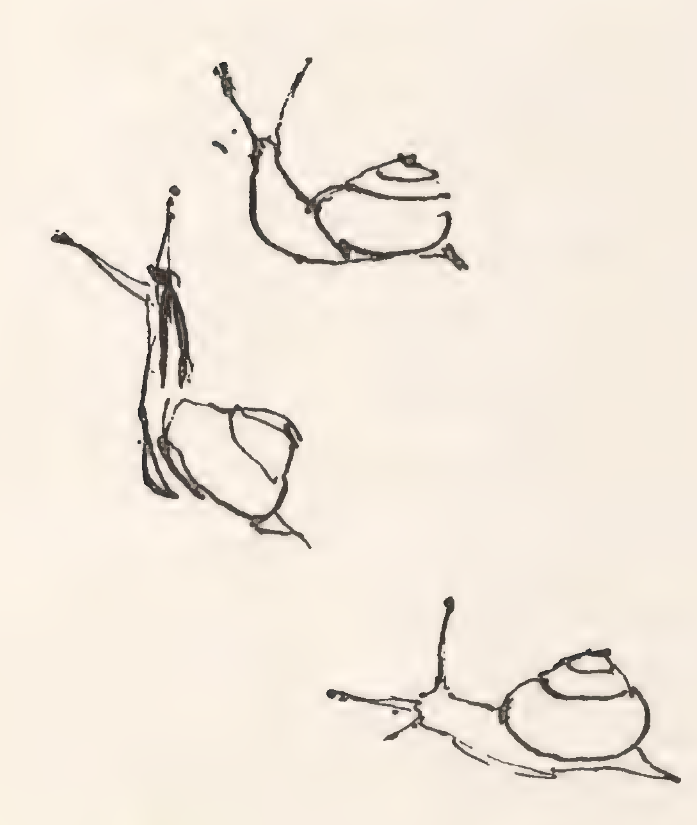


Zahlreiche, übers ganze Heft verteilte Federzeichnungen von Rudolf Mumprecht, Adolf Flückiger und Eugen Jordi

hölzern oder Buchen tragen; würden diese aber in die Eichenkronen hinauf wachsen oder sie sogar überragen, würden die Eichen rasch wipfeldürr und krank. Auch dies ist ein Grund für das Verschwinden des Eichwalds; in weiten Gebieten ist er im Dunkel der schattenliebenden Buchenwälder untergegangen oder auch der im letzten Jahrhundert aufkommenden Fichtenmanie zum Opfer gefallen. Reine, gleichaltrige Fichten-(Rottannen)-Bestände wuchsen rasch und versprachen hohe Erträge schon im Baumalter von 60 oder 80 Jahren, während das Hiebsalter guter Eichen erst mit mindestens zwei Jahrhunderten begann. Heute erkennt man freilich, daß auch die Fichten nicht in den Himmel wachsen. Eichwälder, wie sie etwa die Gemälde von Zünd zeigen, werden unsere Kinder und Kindeskinder überhaupt nicht mehr sehen können. Ums Jahr 2000 oder 2050 vielleicht wieder . . .

Der Wechsel der Holzarten weist in geschichtlicher Zeit sonst keine großen Verschiebungen auf. Wie die Eiche, hat auch die Arve viel von ihrer ursprünglichen Verbreitung verloren. Die in Gebieten der Kantone Tessin, Graubünden, Wallis, Waadt, St. Gallen, Zug wichtige Edelkastanie wurde wohl von den Römern nördlich der Alpen eingeführt, wie zwei Jahrtausende später nordamerikanische, japanische und andere «Exoten» in unsern Wäldern heimisch wurden. Bewährt haben sich etwa die Weymouthsföhre und die Douglasie. Könnten Waldfreunde früherer Zeiten unsere heutigen Bestände sehen, so würde ihnen weniger ein Wechsel der Holzarten als eine Aenderung der Betriebsform auffallen. Einst war der Niederwald viel verbreiteter, das heißt der aus Stockausschlägen sich verjüngende, in sehr kurzen Umtriebszeiten immer wieder genutzte und nachwachsende Laubwald. In neuerer Zeit wurde er meistenorts in Hochwald umgewandelt, den aus Samen oder Kernwüchsen entstandenen Wald; da bei uns außer der Eibe keine Nadelhölzer aus dem Stock ausschlagen, ist der Tannen-, Fichten-, Föhren-, Lärchenwald eigentlich immer «Hochwald». Schriftsteller geben sich nur selten Rechenschaft von diesen Begriffen. Stifters berühmte Novelle «Der Hochwald» meint hohe Bäume. Andere glauben, das Wort gelte für hochgelegene Bestände an der Waldgrenze. Nur wenige, besonders gut beobachtende Dichter halten Hoch- und Niederwald gut auseinander oder haben eine Vorstellung vom allmählich auch verschwindenden Mittelwald, in dem einzelne alte Samenbäume als Ueberständer über dem niedrigen Stockausschlagwald belassen werden. Meist muß man froh sein, wenn sie nur die Hauptholzarten kennen und richtig schildern. Musikalisch wird der Stimmungsgehalt des Waldes bei uns vor allem in Othmar Schoecks Liedern ausgeschöpft. Herrlich rauscht der Wald im musikalischen Drama «Das Schloß Durande», das für Schoeck von Hermann Burte nach der Novelle Eichendorffs nachgedichtet wurde. Wie fern schien die Wald-Romantik Eichendorffs verklungen zu sein, wie die Wolfsschlucht-Poesie in Webers «Freischütz»! Und doch leben sie tief im Herzen aller weiter, solange es noch Bäume, Wälder, unverdorbene Natur gibt. Die Försterstochter Gabriele bei Durande, eine Agathe der Provence, sagt einmal: «Ich möcht mich gern einmal bei Nacht verirren recht im tiefsten Walde; die Nacht ist wie im Traume so weit und still, als könnt man über die Berge reden mit allen, die man lieb hat in der Ferne. Hör nur, wie der Fluß unten rauscht und die Wälder, als wollten sie auch mit uns sprechen und könnten nur nicht recht!» — Oh! Heute können sie es! In tiefen Kunstschöpfungen, in denen Dichtung und Töne verschmelzen, reden Wälder und Wolken mit uns. So erklingt das «Waldweben» mit allen «murmures de la forêt» wundervoll im «Ring» Wagners; manche Erlebniskeime zu dieser Gestaltung verdankt er Wanderungen im waldigen Sihltal.

Konrad Ferdinand Meyer hat dem Wald geträumtes Glück anvertraut und wahren Schmerz geklagt, in reifer Lebenserfahrung aber schließlich ihm das Wort gelassen: «Jetzt rede du! Verstummt ist Klag und Jubel. Ich will lauschen.» — Mögen auch unsere Leser dazu gelangen, zum Wald und seinen Lebewesen *Du* zu sagen — dann werden ihnen Singvogelgezwitscher, Krähengekreisch und Eulenrufe schöne Geheimnisse enthüllen.





Waldstimme

Wie deine grüngoldenen Augen funkeln,
Wald, du moosiger Träumer,
Wie so versonnen deine Gedanken dunkeln,
Saftstrotzender Tagesversäumer,
Einsiedel, schwer von Leben!

Ueber der Wipfel Hin- und Widerschweben:
Wie's Atem holt
Und näher kommt
Und braust,
Und weiterzieht
Und stille wird
Und saust!
Ueber der Wipfel Hin- und Widerschweben
Hoch oben steht ein ernster Ton,

Dem lauschten tausend Jahre schon
Und werden tausend Jahre lauschen.
Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen.



Peter Hille

Waldsprichwörter

...

Der muß nicht in den Wald gehen, der vor jedem Ast erschrickt

•

Was aus dem Walde kommt, sieht nach dem Walde aus

•

An einem starken Baum ist gut anhalten

•

An den hohen Bäumen merkt man am besten, woher der Wind kommt

•



Auch im schönsten Walde fehlt es nicht an verkrüppeltem Holz

•

Wer einen Wald anlegen will, muß Bäume pflanzen

•

Ein Baum geht nicht verloren, wenn auch ein Ast verdorrt

•

Nur auf Bäume, welche Früchte haben, wirft man mit Steinen

•

Wegen *eines* Baumes fällt der Wald nicht um

•

Der stärkste Baum war einst auch ein Reis

•



Brücke über die Melezza im Centovalli. Photo Max Buchmann

Folgende Seiten: Links: Platanenrinde. Photo Werner Bischof

Rechts: Mikroskopischer Querschnitt durch Fichtenholz. Ausschnitt aus vier Jahrringen, Bildmaßstab 75:1. Photo: Pflanzenphysiol. Institut ETH., Zürich, Stelle für mikroskop. Holzbeurteilung. – An der Jahrringgrenze entstehen vom Mai an großlumige Zellen, die als poröses Gewebe der Wasserleitung dienen. Dieser Teil des Jahrringes wird als Frühholz bezeichnet. Gegen Ende des Sommers werden dickwandige Holzzellen angelegt; sie bilden als Festigungsgewebe das dichtere und schwerere Spätholz. Im September wird das Wachstum des Jahrringes abgeschlossen. In der Zone, wo das Frühholz in das Spätholz übergeht, erzeugt die Fichte Harzgänge; dies sind lange Kanäle, welche die Jahrringe in vertikaler Richtung durchziehen. Senkrecht zu den Jahrringgrenzen verlaufen die Markstrahlen, die bei Nadelhölzern wegen ihrer Feinheit von Auge nicht sichtbar sind. *Prof. Dr. A. Frey-Wyssling*







Gottfried Keller: Waldlichtung. Oelskizze 1843. Zentralbibliothek Zürich

Im Spätherbst des Jahres 1842 kam der dreiundzwanzigjährige Maler Gottfried Keller aus München nach Zürich zurück. Enttäuschung und Armut trieben ihn heim. Er setzte in Zürich im Laufe des folgenden Winters seine bisherige Arbeit fort und trachtete weiterhin nach Phantasie-Landschaften. Im Frühling 1843 aber fing er erneut an zu tun, was er am Anfang seiner künstlerischen Laufbahn so eifrig während Jahren betrieben: nach der Natur zu zeichnen und zu malen. Derlei war in München während mehr als zwei Jahren unterblieben. Damals entstand diese Oelskizze der «Waldlichtung», die in deutlicher und nachdrücklicher Weise für Kellers malerisches Können zeugt. Wie verwunderlich, daß sie gewissermaßen doch als Grenzstein am Ende seiner Malerzeit steht: noch im gleichen Jahr 1843 kam die Wendung, der Dichter brach durch. Wir aber verfolgen im «Grünen Heinrich» und in den Keller-Biographien immer wieder die verschlungenen Werdenswege eines großen Mannes und schöpferischen Menschen mit Staunen und mit Dankbarkeit fürs Gewordene.

Im Holzschlag

Wenn man gegen das Oberplaner Tal hingeht und sein Angesicht gegen Westen wendet, so sieht man in dem fernen Blau der Wälder, die man da vor sich hat, allerlei seltsame Streifen hinziehen, die meistens rötlich matt leuchtend und dämmerig sind. Es sind Holzschläge, und die großen Wälder enthalten viele derselben. Eigene Menschen werden das ganze Jahr hindurch beschäftigt, und das Geschäft eines Holzhauers ist nicht freudenlos und nicht entblößt von dichterischen Reizen, und wenn ein Mann ein reicheres und weicheres Herz hat, so hängt er mit einer gewissen Schwermut an seinem Tun und an den Schauplätzen desselben. Wenn man den Rand eines solchen Streifens betritt, wie wir sie oben genannt haben, so ist er in der Nähe größer und ausgedehnter, als man sich in der Ferne gedacht hätte, und Menschen sind auf ihm beschäftigt. Es liegen wie Halme gemähten Getreides die unzähligen Tannenstämme verwirrt herum, und man ist beschäftigt, sie teils mit der Säge, die langsam hin und her geht, in Blöcke zu trennen, teils von den Aesten, die noch an ihnen sind, zu reinigen. Diese Aeste, welche sonst so schön und immer grün sind, haben ihre Farbe verloren und das brennende Ansehen eines Fuchsfelles gewonnen, daher sie in der Holzsprache auch Füchse heißen. Diese Füchse werden gewöhnlich auf Haufen geworfen und die Haufen angezündet, daher sieht man in dem Holzschlage hie und da zwischen den Stämmen brennende Feuer. An einer Stelle des Holzschlages ist die Hütte der Arbeiter, das ist ein von der Erde aufsteigendes Dach, das vorne mit Stämmen gestützt und seitwärts mit Zweigen und Reisig gepolstert ist. Sein Raum enthält das Heulager der Arbeiter, die Truhen mit ihren Kleidungsstücken, manche Geräte und Geschirre und allerlei anderes, was ihnen in diesem Waldleben nötig oder nützlich ist. Vor der Hütte brennt das Feuer, an dem sich das Mittag- oder Abendmahl bereitet. Es ist nicht viel Sorge auf Genauigkeit und Holzersparung verwendet, indem um die kochenden Töpfe gleich ganze Stämme herumliegen, die da verkohlen. Von solchen verkohlenden Stämmen rührt der schöne blaue Rauch her, den man oft tagelang aus den fernen Wäldern aufsteigen sieht. Von den Füchsen, die man in den Holzschlägen verbrennt, kommt wenig oder gar kein Rauch; denn anfangs brennen sie mit einem glänzenden rauchlosen Feuer, dann, wenn die Nadeln und das Reisig verprasselt haben und sich die dickeren Aeste in der Glut krümmen, erscheint wohl etwas Rauch; aber er ist zu machtlos, kräuselt sich dünn durch die Zweige der noch stehenden Bäume und verliert sich am Himmel. So sieht ein Holzschlag aus; auf ihm ist Leben, Regung und scheinbare Verwirrung, an seinem Rande, wo er aufhört, ist es stille, und dort steht wieder der feste, dichte, unerschöpfliche, ergiebige Wald.

Wenn eine Fläche des Waldes abgeschlagen ist, wenn die Scheite geordnet, getrocknet, weggeführt sind, wenn die Reisige verbrannt wurden, wenn man keine Hütte der Holzhauer mehr sieht und die Arbeiter fortgegangen sind, dann ist der erste Teil des Lebens eines Holzschlages aus, und es beginnt nun ein ganz anderer, stillerer, einfacherer, aber innigerer. Wenn die Halde leer dasteht, wenn sie nur mehr manchen schlechten stehengelassenen Baum trägt, wenn die bloßgelegten Kräuter und Gesträuche des Waldes zerrüttet und welkend herumhängen, wenn mancher nicht ganz verbrannte Reisighaufen im Verwittern begriffen und ein anderer in den Boden getreten und verkohlt ist: dann steht die einsame verlassene Bevölkerung von Strünken dahin, und es schaut der blaue Himmel und schauen die Wolken auf das offene Erdreich herein, das sie so viele Jahre nicht zu sehen bekommen haben. — Das erste, was nach langen Zeiten herbeikommt, um die umgewandelte Stätte zu besetzen, ist die kleine Erdbeere mit den kurzen zurückgeschobenen Blättern. Sie sproßt zuerst auf der schwarzen Erde einzeln hervor, siedelt sich dann um Steine und liegengebliebene Blöcke an, überrankt fleißig den Boden, bis nichts mehr zu sehen ist, und erfreut sich so sehr der Verlassenheit und der Hitze um die alten sich abschälenden Stöcke herum, daß es oft nicht anders ist, denn als wäre über ganze Flecken ein brennendes scharlachrotes Tuch ausgebreitet worden. Wenn es so ist, dann sammelt sich allgemach unter ihren Blättern die Nässe, und es erscheint auch schon die größere, langstielige Erdbeere mit den gestreckten Blättern und den schlanken Früchten. Es beeilt sich die Himbeere, die Einbeere kommt, manche seltsame fremdäugige Blume, Gräser, Gestrüppe und breite Blätter von Kräutern; dann die Eidechse, die Käfer, Falter und summende Fliegen; mancher Schaft schießt empor mit den jungen feuchtgrünen Blättern; es wird ein neuer, rauher, hochrutiger Anflug, der unter sich einen nassen, sumpfigen Boden hat, und endlich nach Jahren ist wieder die Pracht des Waldes.

Adalbert Stifter: «Der beschriebene Tännling»



Der große Bär

EIN MÄRCHEN VON HANS WAHL

Es war einmal ein Soldat, der mußte in einem verfallenen Schlößchen Wache stehen. Tagsüber schlief der Soldat im Kantonnement; aber beim Einnachten setzte er den Stahlhelm auf, gürtete sich, ergriff das Gewehr und marschierte nach dem Gehöft, das weit vom Dorf auf einem düstern Waldhügel gelegen war. Hier blieb er bis zum ersten Vogelzwitschern und horchte und spähte ins Land hinaus.

In einer Herbstnacht gewahrte der Soldat mitten im Mondenschein, welcher auf der Diele ausgeschüttet war, ein zierliches Mäuschen. Es hatte ein rostrotes Pelzchen an, Augen gleich reifen Holunderbeeren, rosenfarbig erhellte Ohren, ein verwegenes Schnuppernäschen und das allerliebste Schwänzchen, das sich ein Mäusekind nur wünschen kann.

Da sitzt es nun und putzt das Schnäuzchen.

Und wie der Soldat dem artigen Spiel zuschaute, vernahm er über sich ein Schnalzen, als ob einer nach guten Bissen Verlangen trüge. Er hob den Blick und sah aus Balkendüster zwei Feuerkugelaugen glühen. Sie gehörten einer Schleiereule, welche dort oben den Tag verschlafen hatte. Nun war sie aufgewacht und blinzelte nach dem Mäusebrätchen im Mondenschein. Wie sie stierte und gierte, wurde sie vom Hunger wütend angefallen. Sie begann mit den Flügeln zu zittern wie im Fieber und mit dem Schnabel zu schnattern, wobei ihr das Gelüsten in mondscheinsilbrigen Fäden auf den Boden troff. Das Mäuschen aber glaubte sich sicher nahe beim Loch, blieb gelassen sitzen und putzte schmunzelnd das Schnäuzchen.

Doch die Eule war eine kluge Person. Sie wußte, daß Mäuschen neugierig sind und fürs Leben gern Geschichten hören, ob wahre oder erfundene, gilt ihnen gleich, wenn sie nur fleißig «ah» und «oh» seufzen können. Also sann sie einem feinen Märchen nach, das einem Gwundermäuschen so zu gefallen vermöchte, daß es ganz betört würde, alle Vorsicht vergäße und sich fangen ließe. Das war nicht so einfach für einen Nachtheuel, der in grauem Gemäuer haust und nur Schauermären kennt. Die Schleiereule ruckte deshalb mit dem Dickkopf hin und her und klappte die Kulleraugen auf und zu. Endlich hatte sie sich etwas ausgedacht und begann mit einer Stimme, knarrend wie eine rostige Wetterfahne:

In einem Bergtal, wo die Riesentannen mit grauen Moosbärten herumstehen wie Samichläuser, lebte vor langen Jahren ein großer, böser Bär. Vielleicht war er nicht besonders bös, vielleicht nur sehr hungrig; Hunger macht eben zornig.

Der Bär war ururalt. Ich müßte noch mehrmals «ur» sagen, damit du ahnst, wie alt er war, aber ich tu's nicht, man möcht mich sonst für ein gurrendes Turteltäublein halten. Der Bär hatte die meisten Zähne verloren; das zerzauste und zottige Fell hing ihm in weiten Falten ums klapperdürre Knochengestell; die Krallen waren abgewetzt und die Tatzen fast durchgelaufen.

Die Jahre hatten den Bären griesgrämig und ungelenk gemacht. Es fiel ihm immer schwerer, den flinken Gemsen nachzustellen. Die Murmeltiere aber hockten so dicht beim Loch, daß er keins erwischen konnte. Das war sehr unhöflich von den Murmeltieren, merk dir das, mein Mäuschen, und rück mir näher, daß du mich besser verstehst. Weil er nichts zu fressen fand, mußte der arme Bär sich von Beeren und Wurzeln nähren, und davon wurde er nimmer satt.

In den Tagen, als die glanzlose Sonne sich nur noch selten über die schattenblauen Eiskämme hob, um, frostig angehaucht, bald wieder im Nebeltreiben zu versinken, streifte der alte Mutz immer noch mit schlotterndem Pelz und knurrendem Magen durch das verkühlende Tal, anstatt mit vollem Wanst zum Winterschlaf nach der Höhle zu trotten.

Es war die Zeit, wo nachts die Engel vom Himmel schwärmen, um Tännchen auszuwählen, welche am Weihnachtsabend als Christbäume brennen sollen, wie es bei den Menschen Sitte ist. Nun geschah es, daß in einer Sternennacht mit dem himmlischen Volk ein Englein auf die Erde kam, das eigentlich schon längst hätte schlafen sollen. Es war unbemerkt mitgereist und staunte jetzt aus großen Augen in die fremde Bergwelt hinein. Es gab soviel zu schauen: aufgetürmtes Gestein, stürzende Gletscherbäche, schwarze Baumgespenster, in der Nachthelle schimmernde Schneeweiden und darüberhin Stern bei Stern, daß dem gefiederten Gast gar bald die Augen zugingen und er in einem Alpenrosenfeld entschlummerte. Die andern Engel taten inzwischen ihre Pflicht, vergaßen darob den kleinen Schläfer und flogen beim Morgendämmern ohne ihn singend in ihre himmlische Heimat zurück.

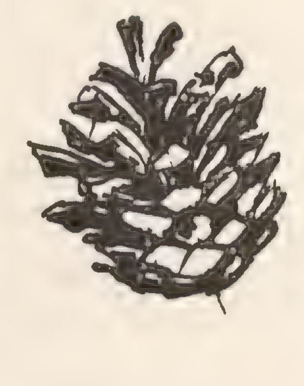
Da liegt er nun, der rosige Engelbengel und lächelt im Traum. Um diese Stunde schlich der Bär auf leisen Sohlen durch die Nebelbüsche, vom Hunger ins Gedärm getreten und hoffend, daß ihm ein verschlafen Häslein vor die Schnauze laufe. Er schnüffelte links und rechts, schmatzte späte Beeren, hielt manchmal lauschend inne und ließ den heißen Atem aus dem Rachen dampfen.

Auf einmal sah er ein Flügelwesen im Gesträuch, stieß knurrend zu und setzte dem Englein die große Tatze auf die Brust. Doch ein Himmelskind kennt keine Furcht. Keck blickte der Schelm ins rauchende Maul hinein, wo die letzten, moosgrünen Zähne drohten und meinte in einer Sprache, welche jedes Tier versteht: «Du mußt dir die Zähne besser pflegen, du grausliger alter Kerl, sonst fallen dir alle aus.» Alsdann zog er den verdutzten Bären am Ohre näher, rupfte sich eine Feder aus und begann damit dem armen Tier das Gebiß zu fegen, daß es eine Art hatte. Da siehst du nun, wie unvernünftig Engel sind, denn man weiß doch, daß Zähneputzen niemals gegen Hunger hilft. Der Bär ließ es

murrend geschehen, weil er himmlischen Wesen nicht zu widersprechen wagte, bei sich aber brummte er bekümmert: «Es geht mir wirklich bärendreckig.»
Als das engelische Büblein mit der Reinigung zu Ende war — die Zähne blieben zwar gelb wie altes Elfenbein —, kuschelte es sich beim Bären nieder, kraulte ihm das zottige Haupt und schwatzte allerhand Schnickschnack, den ganzen Tag über. Das hätte dem alten Knaben wohl gefallen, wenn nicht der Hunger gewesen wäre. Man soll einem bullernden Bauch kein Märchen erzählen, er wird nimmer davon satt.
So quälte den armen Bären zu guter Letzt ein solcher Mordshunger, daß er das Engelein anschnarchte: «Nun mach aber, daß du in den Himmel kommst, sonst vergeß ich mich und freß dich auf.» Das war leichter geraten als getan. Es ist ein weiter Weg zur Wolkenwelt, weiter noch zum Sternenfeld und viel weiter bis zum blauen Himmelszelt.
Endlich fiel dem Lockenkinde etwas ein: «Großer Bär, könntest du mich in den Himmel tragen, wenn wir eine Leiter hätten?» «Vielleicht schon», brummte das Zotteltier. «Dann faß mich mit den Zähnen an den Flügeln, aber zart, sonst tust du mir weh.» Als das geschehen war, begann der Engel zu singen, mit einer hellen, schönen Engelsstimme, nichts anderes als: «do, re, mi, fa, so, la, si, do» und höher. Und siehe da, es stand ein güldenes Leiterchen in der stillen Abendluft, mit soviel Sprossen, wie der Engel Töne gesungen hatte. Eben ein Tonleiterchen. Gelt, das kannst du kaum glauben, und auch der Bär wagte seinen Augen nicht zu trauen. Schließlich jedoch setzte er zögernd eine Tatze an, dann die andere, und im Hui war er oben, auf dem obersten Ton oben, oder der obersten Sprosse, wie du willst.
Wiederum sang der gefiederte Schalk, daß es von Schroffen und Schründen und Flanken und Flühen, von allen abendroten Felsenhörnern in der Runde lieblich widerhallte: «do, re, mi, fa» und so fort wie ein geisterhaftes Glockenspiel. Schon war ein weiteres Leiterchen angefügt, und hurtig klomm der Bär hinauf, den singenden Himmelsspatz im keuchenden Maul.
Doch be den Sternen oben verließ den alten, hungerhohlen Bären die letzte Kraft, und das Englein war so heiser geworden, daß es kein einziges Leiterchen mehr singen konnte.
Da sitzen die beiden Wanderleut, und weit ist's zum Himmel, so weit.
Es geschah aber, daß in später Nacht ein mildleuchtender Engelschwarm vorüberrauschte, das verlorene Gefährtlein mit Freuden fand, es herzte und küßte und in die himmlische Herrlichkeit trug. Und der große Bär?
Ja, was sollte man mit einem verlausten, zerzausten Bären beginnen? Die Engel rümpften die Näschen, wie es Engel tun, so fein, daß man's kaum spürt; aber gerümpft haben sie doch. Hierauf fragten sie sehr höflich, ob er auch in den Himmel wolle; man müßte ihn allerdings zuerst einmal baden, kämmen, striegeln und mit köstlichen Essenzen salben, ihm auch die Klauen schneiden und die Zotteln kürzen. Nein, das behagte dem Bären nicht, er hatte genug vom Zähneputzen. Aber auf die Erde zurück, ins Hungerland, begehrte er auch nicht mehr. Am liebsten bliebe er hier oben, wo man die Engel singen höre und tief unten die Wälder schwärzlich wogen und die Firne schimmern sehe.
So ist denn der große Bär in die Gestirne geraten. Manchmal, wenn er Hunger hat, schlappert er zur Milchstraße hinüber, schlürft sich voll süßer, kühler Sternenmilch und dann mögen ein paar Tropfen von der Zunge rinnen und fallen, in schönem Schwung, übers weitgespannte Firmament. Die Menschen heißen sie Sternschnuppen. Schau, dort fällt eine!
Als die Schleiereule soweit erzählt hatte, ließ sie gespenstisch leise vom Gebälk sich niedersinken, das Mäuslein zu greifen, welches gläubig der Sternschnuppe nachstaunte. Aber bevor sie es umkrallen konnte, stieß der Soldat das Gewehr auf den Boden, das Mäuschen erschrak und war wie ein Husch im Loch verschwunden.
Der genarrte Vogel schrie ärgerlich auf, wehte dicht am Soldaten vorbei und glitt auf weichen Schwingen mit schwankem Flug über schweigende Wälder in die dunkelglänzende Nacht hinein. Nach einer Weile steckte das neugierige Mäuschen den Kopf hervor. Als es sah, daß die Gefahr fortgeflogen war, sagte es vorwurfsvoll zum Soldaten: «Oh, jetzt hast du sie verscheucht; sie hätte mich gewiß in den Himmel getragen.» «Mag sein», brummte der Soldat grimmig, «aber dein Himmel wär ein Eulenmagen gewesen. Gott bewahr uns vor solchen Himmelsboten.» Dann faßte er sein Gewehr fester und spähte wachsam in die Nacht hinaus, daß keine fremden Vögel übers Land kommen und alle Kinder getröstlich schlafen können, eingerollt wie Mäuschen im warmen, weichen Nest.







Der Kampfzonenwald

VON MAX OECHSLIN

Unsere Altvordern haben vor Jahrhunderten in unsern Bergtälern die Bannwälder bezeichnet, in denen kein Baum und kein Strauch gehauen werden durfte und jegliches dem Holzaufwuchse schadhafte Tun bei hoher Buße verboten war; sie wußten durch die Ueberlieferung und aus Erfahrung, daß diese Gebiete Schutzwälder waren ob ihren Dörfern und Weilern, Häusern und Hütten, Wegen und Stegen, Schutzwälder, die gleich einer schützenden Hand über ihnen standen gegen Steinschlag und Rüfenen und Lawinen. Im Laufe der Zeit lernten die Bergbewohner überdies erkennen, daß auch der neben dem Bann liegende Wald nicht maßlos genutzt werden darf, daß nicht das Wytihauen im Alpgebiet, das Waldzurückdrängen, um Weidland zu gewinnen, und daß selbst nicht das rücksichtslose Vernichten der Alpenerlen und Legföhrenbestände geübt werden kann, ohne daß gleichfalls die Strafe ins Tal hereinbricht. Denn der Bergwald besteht nicht nur aus dem Hochwald, der vom Hangfuß als geschlossener Wald den Berg hinaufsteigt, gerodete Terrassen der Landwirtschaft frei läßt und unter den Alpweiden endet. Er steigt noch höher hinauf, löst sich in Baumhorste und Baumgruppen auf, und zuletzt steigen noch Einzelbäume viel höher, immer kleiner werdend, bis sie oft nur noch krüppelige Baumzwerge sind oder stolz und wetterzerzaust auf Felsgraten als letzte Zeugen des Bergwaldes stehen. Und gleichfalls in umgekehrter Reihenfolge drängt sich der Buschwald ein, zuerst gleich dem Unterholz des Hochwaldes im Schutz und Schirm der Waldbäume, dann aber immer mehr zum geschlossenen Buschwaldgürtel werdend: Erlen, Vogelbeere, Legföhren, ja selbst Alpenrosensträucher müssen wir zu diesem Knieholzgürtel zählen, den wir als den *Kampfzonenwald* bezeichnen dürfen. Wie der Hochwald in der untern Bergregion einen geschlossenen Wald bildet, unter dessen Schutz der Talboden bewohnbar wird, so bildet der Busch- und Knieholzwald der obern Bergzone, bevor die Hänge ins Gebiet der Felsen und Firne übergehen, einen zusammenhängenden Schutzgürtel für den unter ihm stehenden Hochwald. Denn in diesem Kampfzonenwald zerschlagen sich zahlreiche Geröllhalden und Steinschlagzüge, Eisschlag- und Lawinenfährten, die wie raubende Hände in den Hangwald hineingreifen wollen. Der Kampfzonenwald gebietet ihnen halt! Und wo durch ein Naturereignis nackter Boden sich bildet, da frißt sich der Kampfzonenwald mit zäher Ausdauer ein, Schritt um Schritt, während Jahren und Jahrzehnten, und hilft Geröllfelder und Schutthalden erfassen, auf daß der gute Wald nachzukommen vermag oder vor dem Tiefergreifen von Geröll und Geschiebe geschützt bleibt. Man wandere einmal durch einen solchen Kampfzonenwald — oft im mühsamen Wegsuchen, als gelte es, einen Urwald zu durchdringen! Immer und immer wieder hält man ehrfürchtig und staunend vor diesen knorrigen und krüppeligen Stauden, deren Rinde zerschunden und zerschlagen ist, grindig und harzverklebt, deren Aeste gebrochen und zerzaust sind, deren armdicke Stämme Jahrzehnte, ja ein, zwei Jahrhunderte kampfvollen Lebens bedeuten; sie stehen noch da, wachsen, grünen, blühen und tragen Früchte. Gleich einem Wunder ist er zu schauen, dieser Wald des Hochgebirges, dieser Kampfzonenwald, in welchem Wild und Vögel sichern Unterschlupf finden und so manche seltene Blume verborgen zu bestehen vermag. Wir müssen ihn schützen wie den für den Menschen direkt nutzbaren Hochwald, denn er ist ein wertvoller Bestandteil des Hochgebirgswaldes, hilft das Wasserregime und die Geschiebeführung der Gebirgsgewässer regeln und muß deshalb mehr und mehr die gleiche Beachtung finden wie der übrige Bergwald. Er spielt im Kampf gegen die Wildbäche eine ebenso bedeutende Rolle wie die Aufforstungen mit Edelholzarten, und auf manchem Lawinenhang bildet er einen wertvollen Helfer im Kampf gegen die Lawinen. Auch ihn zu erhalten und zu pflegen muß unsere Aufgabe sein!











Hüter des Gebirgswaldes

VON ADOLF FUX

Ungastlich wäre die Erde und trostlos das Gebirge ohne Wald. Nicht von heute ist diese Erkenntnis. Dennoch wird immer mehr Wald der Kultur geopfert, die zwar, wie ein alter, stets noch gültiger Spruch besagt, mit dem ersten gefällten Baum begonnen hat, mit dem letzten fallenden Baum aber selbst fallen und enden wird. Mehr als bei einem «technisch bewirtschafteten» Nutzwald trifft dies für den urwüchsigen Bergwald zu, der Nutz- und Schutzwald zugleich ist. Kein Mensch könnte im Gebirge ohne ihn bestehen. Nicht nur soll er vor Lawinen und Steinschlägen schützen, sondern das Gebirge auch bewahren vor Verwilderung und Verödung. Dazu muß er aber noch hergeben, wessen der Gebirgler zum Dasein bedarf: Zimmerholz für Haus und Gaden; Brennholz für Stube und Küche; Wiegen- und Sargbretter und Schnitzholz für das Anfertigen von Hausrat aller Art; Känelholz und Ganglatten für die Wasserleiten; allerlei Beeren, das Obst der Bergkinder; Atzung dem Wild und Einstreu für das Vieh . . . Je mehr die Sippen und Familien wachsen und sich verzweigen, um so größer wird die Zahl der Nutzungsberechtigten, der Burger und Geteilen, und damit die Holzbegehrlichkeit. Darum bedarf der Nutz- und Schutzwald selbst vermehrten Schirmes und Schutzes. Uebt der Bund die oberste Aufsicht und Polizei darüber aus, so ist dem Revierförster die eigentliche Hut des Waldes und seines «Stammkapitals» anvertraut. Wie es aber im Gebirge fast nur mehr Halbbauern gibt, ist auch der Förster daselbst nicht ein vollbeamteter Herr im grünen Rock. Das Amt hat nur einen geringen Eintrag. Aber der Revierförster giert nicht nach mehr. Weil man vom Amt nicht leben kann, darf die ererbte Scholle nicht aufgegeben werden. Des Revierförsters Wies- und Ackerland macht sich in Dorfbild und Flurbuch nicht breit. Weniger als ein Halbbauer, ist er um so stolzer aber auf sein Amt. Still und unauffällig werkt und waltet er, tut dem Naturrecht keinen Abbruch, weiß Maß zu halten und hat ein wundersames Gottvertrauen. Mehr Beschwerden als Ehre und Anerkennung hat so ein Gebirgsförster. Man muß darum besorgt sein, daß auch in dieser Weltabgeschiedenheit die vielen, oft Schreibstubenluft atmenden Gesetze von Holzern und Hirten und andern Nichtwissern beobachtet werden. Als wäre er ein wandelnder Kodex und Katasterplan, muß er alle Marksteine und Grenzen im Gedächtnis haben und die damit verbundenen Streitigkeiten seit Menschengedenken. Das ist nützliches Grundwissen. Bei Waldbränden, Lawinenschäden, Erdschlipfen und dem Ueberhandnehmen des Ungeziefers nützliche Schutzmaßnahmen zu ergreifen, fällt meist schwer. Und doch wäre es des Revierförsters Pflicht. Aber je mehr Pflichtbewußtsein ein Mensch hat, um so kleinmütiger steht er in seiner Ohnmacht den Elementen gegenüber. Wie die Rauchwolken über den Wald, ziehen Schatten über des Försters Seele, diese Seele, die vor dem Flitterstaat der Welt keinen Bückling macht und ihre Würde wahrt, weil sie das Waldbild in sich aufgenommen hat. Des Revierförsters steter Begleiter ist der Waldhammer. Er ist auch das Zeichen seiner Amtsgewalt. Er geht damit durch den Wald, zeichnet Holz an für Dach und Fach, schlagreife Bäume, alte liebe Bekannte, die sich allmählich doch zu sehr ausweiten und mit ihrer mächtigen Krone den Jungwuchs zu stark abschirmen und niederhalten. Aber auch verbogenem, serbelndem Holz wird das Zeichen eingehämmert.

Bei jedem Gang durch den Wald muß der Verstand mitgehen, aber auch die Sorge um das Dorf. Wie im Dorf, soll ebenfalls im Wald eine Folge von Geschlechtern nachwachsen. Die Geschlossenheit und Beständigkeit zu wahren, gilt es hier wie dort. Auch im Altwald läßt sich nicht nur der Vergangenheit nachsinnen. Zukunftsgedanken müssen aufgehen wie verborgene Sämlinge. Neben gestorbenen Bäumen grüne das Leben, damit die Umtriebszeit nicht aufhöre. Was heute schlagreif ist, keimte bereits vor Jahrzehnten und Jahrhunderten. Wenn ein Waldriese mit der Säge umgelegt wird, kann man auf der Baumscheibe nachlesen, daß seine Jugend bis zu Großvaters und Urgroßvaters Zeiten zurückreicht. Vortreffliche und fürsichtige Ahnen haben das Holz geschont und damit für ferne Nachkommen vorgesorgt, wie das heutige Geschlecht jene nicht vergessen darf, die in hundert und mehr Jahren wieder Wiegen- und Sargbretter, Wand- und Firstholz, Schnitz- und Brennholz benötigen werden. Dieses und anderes läßt sich aus einer glatten Baumscheibe lesen, überwallte, überwundene Hiebe und Risse, Mast- und Hungerjahre. Manches dieser Zeichen schmerzt den Gebirgsförster, als wäre es ein aus der eigenen Seele gerissener Fetzen. Aber die Wunden verheilen, und Baum und Mensch wachsen weiter, bis sie gezeichnet sind. Doch neben ihrer letzten Ruhestätte gehen neue Geschlechter auf, neue Menschen- und Baumgeschlechter. Ewige Umtriebszeit! Solche Zukunftsbilder erfüllen den besinnlichen Hüter des Waldes mit Fröhlichkeit und Zuversicht. Aus der ledernen Härte seines allen Wettern ausgesetzten Gesichtes strahlt der Friede und eine innere Kraft. Etwas von dem Geheimnisvollen des Waldes, von seinem Schweigen und Raunen geht über Gesicht und Seele des Hüters. Etwas von der Würde der Bäume haftet seiner unscheinbaren Gestalt an. Wenn der Föhn jubelt und die Säfte treiben, wenn der Wald blüht und rauscht, und wenn wieder die Lärchen und Birken erfahlen und der Herbststurm sich einlückt in die Bestände, ist der Förster unterwegs, der Waldläufer und Schweiger mit seiner Gebärde voll Demut und Glaube. Der Geist der Unbegrenztheit umweht ihn, fühlend und denkend hütet und pflegt er sein Revier, lernt von ihm, gestaltet sein Leben danach. Und im Winter, wenn der Wald märchenlaut ist, duftet so ein Gebirgsförster nach Tannennadeln und Harz und ist an gewissen Tagen selber feierlich und schweigsam wie ein Christbaum.



Am Kaminfeuer

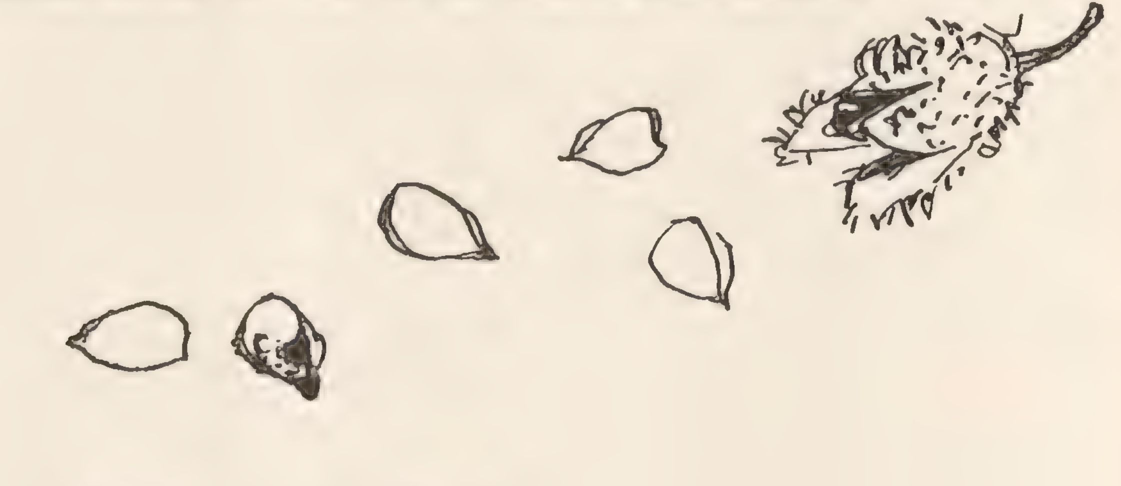
VON ERWIN SCHNEITER

Noch flackert hin und wieder ein blaues Flämmchen aus der breiten Glut empor; doch das plötzliche, unvermittelte Aufglimmen wird immer seltener. Und immer seltener werden auch die Worte der drei Männer, die im Dunkel des hohen Zimmers nahe zusammengerückt vor dem offenen Kamin sitzen und ab und zu nach den Gläsern greifen, deren Inhalt verhalten das leuchtende Rot der leis atmenden Glut trägt.
Die Gesichter sind nicht zu erkennen. Aus den Gesprächen jedoch kann man entnehmen, daß es drei Dichter sind, die seit einem gemeinsamen Vorleseabend in freundschaftlicher Verbundenheit regelmäßig zusammentreffen. Es ist schon tief in der Nacht. Je müder ihre Augen werden, desto stärker zieht sie die Glut und das Aufflackern in den Bann. Angeregt von dem wohnlichen Zauber des offenen Kamins beschließen sie, ein jeder von ihnen wolle auf das nächste Zusammentreffen hin, gleichsam als kleine Uebung, etwas über Holz und über Wälder schreiben.

Einige Wochen später sitzen sie wieder beieinander. Im Kamin lodert hell das Feuer. Alles übrige Licht im Raume wird ausgelöscht. Der alte Romanschriftsteller zieht ein kleines Manuskript aus der Tasche und liest:
«Drei Tage und drei Nächte lang fiel Schnee und Schnee. Der leise Sternenfall aus der endlos grauen Höhe wollte kein Ende finden. Oft stand ich am Fenster, legte meine Stirne an die Gardinen und ließ mich von der unaufhörlichen Schwebe der Flocken in jenen seltsam zur innern Schau und Besinnung zwingenden Bann hineinziehen. Lautlos und verschwommen näherten sich hin und wieder aus dem flockenden Regen Gestalten, schritten ebenso lautlos vorüber, verschwanden, und über den Feldern war wiederum nichts zu sehen als Schnee und Schnee und weit hinten der dunkle Querstrich der Wälder. — Wald, Waldwege, Tannen unter endlos fallenden Winterhimmeln, das wollte ich erleben!
Warm eingemummt, die Hände tief in den Manteltaschen vergraben, schritt ich meinem geliebten Wald zu. Bald waren die letzten Wegspuren verschwunden, und ich hielt inmitten der ragenden Stämme inne und schaute und lauschte. — Wo erlebst du stärker und eindringlicher das Gefühl beglückender, heilender Einsamkeit und zugleich dasjenige ödester Vereinsamung als in einem menschenfernen Winterwald? Kalt und hartgefroren standen die Stämme da, wuchtiger und kräftiger als sie im Sommerlicht erscheinen. Alles schien tot zu sein. Die Aeste hingen schwer und unbeweglich. Der warme Atem, erfüllt von Harz und Beerenduft, der zur Zeit der langen Tage durch die Wälder zog, war erloschen. Alles war still, wunderbar und unheimlich still. Eintönig nur und kaum hörbar rauschte der Schnee in die Wipfel und füllte die Augen mit Verwirrung. Tausend dunkle Sagen gingen um...
Als ich meine Schritte rückwärts wandte und in wehmütige Gedanken versunken, Schuh für Schuh in die schon beinahe verwischte Spur setzte, da schien der Himmel alle seine Sterne verschenkt zu haben. Es wurde noch stiller. Dann aber strömte plötzlich Leben, herrliches, wundervolles Leben durch die Wipfel; Sonne, kristallreines Winterlicht. Alles Oede, alles Einsame, jede Vereinsamung wich, die Stämme begannen rötlich warm zu schimmern, und die schneeschweren Aeste schienen mit einem Male in ihrem Glitzern unsagbar leicht zu werden. Aus dunklen Sagen wurden lichte Märchen, und an Stelle wehmütiger Gedanken trat die befreiende Vorahnung eines übervollen, blütenreichen Frühlings.»

Im Kamin flattern die Flammenfetzen hoch. Indes der alte Romanschriftsteller sein Blatt sorgsam zusammenfaltet, legt der Dramatiker ein kleines Notizbüchlein auf seine Knie und liest:
«Das leise Summen von Insekten und die toppige Schwüle des Hochsommertages hatten mich eingelullt. Ich mochte in der abgelegenen Waldlichtung ein kurzes Stündchen geschlummert haben, als ich plötzlich hochschreckte. Ein heftiger Windstoß, der über den Waldboden hinweg und an den Buchenstämmen entlang scharfe Schatten schoß, rüttelte mich vollends wach. Hohl hallte aus der Ferne schweres Donnerrollen. Die Vögel wurden unruhig. Das Buschwerk zitterte. Die gewaltigen Wipfel begannen sich rhythmisch schwer zu wiegen. Sonderbares Singen strich durch die Stämme. Und schon wieder näherte sich das dumpfe Stampfen unsichtbar herandonnernder Rosse. Stoß jagte sich um Stoß. Der dunkle Himmel sank drohend tiefer. Feuerketten peitschten die hereinbrechende Nacht. Die Register der mächtigen Laubmassen rissen. Die gewaltige Fuge schlug jählings um in ein infernalisches Getose, Gestöhn und Geächz. Die Erde bebte.
Ich lehnte an einen riesigen Stamm und suchte Schutz. Unsagbar nichtig stand ich da vor der überwältigenden Größe des entfesselten Himmels. Der größte Dramatiker ist ein Stümper gegenüber der Dynamik dieses Schauspieles, dem einzigartigen, unvergleichlichen Schauspiel Gottes.»
Der Dramatiker hat seine kurze Schilderung zu Ende gelesen. Längeres Stillschweigen tritt ein. Keiner drängt den Dritten, seine Worte nunmehr vorzutragen. Da greift der junge Lyriker nach einem Stück Holz, legt es ins Feuer und spricht, ohne je aufzublicken:
«Es haben mir ähnliche Stimmungsbilder vorgeschwebt wie euch. Hat es daher einen Sinn, das Aufgeschriebene vorzulesen? Wenn wir hier ins Feuer schauen, dann werden alle Sagen und Märchen und Stürme noch einmal vor uns wach. Aber noch vieles mehr: mannigfache, unscheinbare Kleinigkeiten. — Ich denke an die Kindheit und denke dabei an das Bäumchen auf dem Weihnachts-

tisch und rieche den Duft verbrennender Nadeln. Ich denke an die Wanderstäbe, die wir uns eigenhändig zierreich zurechtschnitzten. Ich denke daran, welch unvergeßlichen Eindruck mir beim Holzfällen der Sturz einer mächtigen, uralten Eiche hinterlassen hat. Ich denke an alte Truhen, deren Inschriften Generationen überdauert haben, an alte Bauernhäuser und Speicher, an alte Holzbrücken und an harthölzerne Leuchter. Ich denke an alte eichene Bauerntische, auf welche dröhnend die Faust der Wut niedersauste und auf welchen sich Hände christlicher Liebe falteten. Ich denke an sonnige Moosflächen mit den großen, stahlblauen Käfern, an verborgene Winkel mit scheuem Wild . . .
Wald, Holz, es ist viel mehr als schön, es ist Ursprung, Quelle, Heimat, es ist Leben, sinnhaftes, riechbares, duftendes Leben, das uns berührt wie etwas Heiliges, wie ein Mysterium.»
Die drei Dichter sitzen noch lange beieinander. Keiner spricht mehr viel. Jeder scheint über etwas nachzudenken.



Hochzeit im Walde

VON KARL ALFONS MEYER

Nicht die Hochzeit baumbewohnender Dryaden mit Waldgöttern soll damit gemeint sein, auch nicht das Fest Oberons mit Titania oder die Vereinigung des aus seinem Dorf in den Wald vertriebenen Liebespaares Vrenchen und Sali. Ebensowenig sei hier etwa von den kultischen Vermählungen männlicher und weiblicher Bäume in Indien gesprochen oder vom ersten Menschenpaar Ask und Embla, das altgermanische Anschauung aus Esche und Erle entstehen ließ. Hier möchten wir nur an ein fast alljährliches Wunder erinnern, an dessen Bedeutung aber — eben die Hochzeit des Waldes — nur wenige denken. Wohl beachten es sogar Kinder, wenn schon im Vorfrühling der Haselstrauch zu stäuben beginnt. Auch etwa die großen, länglichen Erdbeeren ähnlichen Blüten der Rottannen fallen ins Auge. Freilich besitzen im allgemeinen Waldbäume nur bescheidene Blüten, nicht zu vergleichen mit dem prächtigen Frühlings-Brautgewand unserer Obstbäume oder mit dem auffallenden, die Insekten anlockenden Schauapparat (wie es die Botaniker nennen) der Blumen.
Später als die Haseln können in günstigen Samenjahren auch ganze große Föhren- und Fichtenwälder stäuben. Wahre Wolken dieses gelblichen Blütenstaubs wallen oft vom Winde verweht durch die Täler. Bäume, Stauden, Gräser erscheinen wie überpudert. Falls in solchem Zeitpunkt gerade ein Gewitter einsetzt und Regen die Staubschicht wegspült, kann das Volk leicht glauben, Schwefel sei vom Himmel gefallen.
Dieser Regen, dieser Pollenstaub aber ist ja nichts anderes als der Samen, den die männlichen Blütenkätzchen oder Staubgefäße in unendlichen Mengen verströmen, sei es, daß sie vom Wind oder von Insekten auf die weiblichen Narben getragen werden. Ohne jenen Samenstaub, das Sperma, gäbe es keine Befruchtung und daher auch für die meisten Bäume keine Fortpflanzung. (Die vegetative Vermehrung durch Sprossen und Ausschläge bildet die Ausnahme.)
Forstlich spricht man von Anflug bei allen leichten, geflügelten, weit vom Winde vertragenen Samen, von Aufschlag aber bei den schweren, wie Eicheln, Bucheln, Kastanien. Seit Jahrtausenden muß es den Menschen aufgefallen sein, wie aus winzigen Früchten gewaltige Bäume entstehen können. Es scheint ein uralter Gemeinplatz zu sein, daran zu erinnern. Und doch, wie wenige denken daran! Wie selten finden wir in unserer täglichen Hast und Not Zeit zu einer solchen Ueberlegung! Gleichgültig sehen die Städter in ihren Alleen etwa Milliarden von Ulmensamen als Kehricht zusammenwischen — Milliarden von Möglichkeiten neuen Baumlebens. Freilich würden wir bald von Pflanzen erstickt, von Insekten zu Tode gequält, wenn ihrer unbeschränkten Vermehrung nicht ebenso ungeheure Verluste und Gefahren entgegenwirkten. Doch es gibt auch Fälle, in denen der Mensch froh den Ueberfluß an Baumsamen begrüßt. Während beider Kriege sehnte sich unsere Volkswirtschaft nach Bucheln, Eicheln, Tannzapfen. Die seltenen Jahre ganz großer «Masten» können Jahrhunderte zurück verfolgt werden. Im schweizerischen Mittelland und Jura gab es keine so gewaltige Buchelmast mehr wie jene von 1888. Damals zogen die Bewohner ganzer Ortschaften mit Leintüchern in den Wald, um die unglaubliche Menge der Bucheckern zu sammeln. Wenn für das weit weniger «volle» Mastjahr 1942 Heinz Oberli für st. gallische Buchenwälder auf rund 300 Buchnüßchen je Quadratmeter kam, so ist natürlich eine solche an und für sich recht hohe Zahl äußerst geringfügig

im Vergleich zu den nicht zählbaren Mengen des Befruchtungsstaubs. Dieser scheint ganz dem Wind und der Vergänglichkeit preisgegeben und doch hat gerade er sich in Mooren seit der Eiszeit abgelagert und oft so gut erhalten, daß es der Untersuchung dieser aufeinanderfolgenden Blütenstaubschichten mittelst der erst seit 1929 üblich gewordenen «Pollenanalyse» gelingt, die vorgeschichtliche Verbreitung vieler Holzarten festzustellen. Baumhochzeiten vor zehntausend Jahren!

Die Erzeugung des Samens ist der Zweck der Natur, das Zeichen ihres ungebrochenen, durch keine Moral angekränkelten, durch keine Kriege aufgehaltenen Willens zu ewigem Leben. Wie der Mensch, wie das Tier, so sucht jede Pflanzenart das Weiterleben. Ob die Fortpflanzung offen oder verborgen, phanerogam oder kryptogam erfolge, ob im besondern die Bäume einhäusig (monoecisch, mit beiden Geschlechtern auf dem gleichen Baum, wie bei der Eiche und den meisten unserer Holzarten) oder zweihäusig (dioecisch, mit auf verschiedenen Stämmen getrennten Geschlechtern wie bei der Eibe, den Weiden und Pappeln) seien, die Befruchtung ist Ziel und Zweck. Meist wird sie auf einfache Art, oft aber in sinnreichster Weise erreicht; so gehören die Einrichtungen zur Verhinderung der für die Nachkommen ungünstigen Selbstbestäubung, also zur Kreuzbefruchtung mit Insektenhilfe zum Wunderbarsten in der Natur. Sind wir uns eigentlich klar, was das Wort «Natur» bedeutet? Es kommt von einer Sprachwurzel, die mit dem lateinischen nascor, nasci, dem französischen naître verwandt ist. Natur ist das Entstehende, Gebärende, zwischen ständigen Geburten und wiederholtem Ersterben Hin- und Herströmende.

Von «Hochzeiten» unter Bäumen kann man sprechen, seitdem 1793 Christian Conrad Sprengel in Spandau nach unablässigen Beobachtungen sein Werk veröffentlichte, dessen Titel so viel verrät: «Das entdeckte Geheimnis der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen.» Der gute Sprengel wurde für diese Tat 1794 durch die geistliche Oberbehörde seines Amtes als Rektor der Spandauer Schule enthoben. — In jenen Jahren müssen aber solche Forschungen und Erkenntnisse, die vielleicht für die Menschheit weit wichtiger wurden als die sogenannten Errungenschaften der gleichzeitigen politischen Revolution, in der Luft gelegen haben. Goethe kam auf ähnliche Fragen schon 1790 in seiner «Metamorphose der Pflanzen». Er erwähnt, daß Naturforscher sich mit Mutter Natur auf zweideutige Weise zu belustigen begännen und spricht von Arabesken, «wo die Sexual-Verhältnisse innerhalb der Blumenkelche auf antike Weise höchst anschaulich vorgestellt waren». Bei dem bisherigen System habe sich der Botaniker nichts Arges gedacht, Anthere und Pistill bestünden, nur einen eigentlichen Geschlechtsbezug habe man auf sich beruhen lassen.

Sonderbar mühsam lesen sich die fast zwanzig Jahre später geschriebenen Anschauungen des Naturforschers Oken. In seiner «Naturphilosophie» (1. Auflage 1810/11, 3. Auflage 1843 in Zürich) weiß er weder von Sprengel noch von Goethe. Er unterscheidet an der Blüte: die Laubknospe oder das Blust, die Stengelknospe oder den Gröps und die Wurzelknospe oder den Samen. Blust und Gröps seien in der gespanntesten Polarität und ständen sich gegenüber wie Electrismus und Chemismus oder wie Licht und Materie. Im Organischen heiße dieser Gegensatz Geschlecht. Statt von Befruchtung redet Oken von «Begeistung». «Der Blütenstaub electrisiert, begeistet den Gröps, wodurch er zur Entwicklung der Samen erregt wird. Ohne diese Begeistung hätte sich der Same nicht entwickelt. Dieses Verhältnis, wo durch die Ausgleichung eines Gegensatzes ein ganzer Organismus ins Leben gerufen wird, ist das Geschlechtsverhältnis.» Da hatte also Goethe, dem seine Naturerforschung fast mehr am Herzen lag als der «Faust», schon vor Sprengel klarer gesehen. Allerdings schwankte er damals noch. Neben den erwähnten Ansichten findet sich dort auch ein Satz, der sich gegen die «neue Verstäubungslehre» wendet und uns bei Goethe verwundert: «Die ewigen Hochzeiten, die man nicht los wird, wobei die Monogamie, auf welche Sitte, Gesetz und Religion gegründet sind, ganz in eine vage Lüsternheit sich auflöst, bleiben dem reinen Menschensinne völlig unerträglich.» — Ob die Natur monogam sei, bezweifeln wir sehr, wollen aber mit Goethe nicht rechten. Erführe er davon, daß wir Heutigen dennoch Hochzeiten im Walde sehen, er würde sie gewiß in seiner Weise feiern.





Birkenwäldchen im Zürcher Oberland. *Farbphoto Schultheß/Spühler*





Fraßgänge der Borkenkäfer. Photo Ernst Brunner

Anmerkungen zum Tierleben im Wald

VON WALTER ROBERT CORTI

Es gibt nur eine Welt, aber viele Bilder von ihr. Das Kind greift nach dem Mond, der aufgeklärte Erwachsene weiß, daß er nicht zu ergreifen ist. Die Weltanschauung eines Bambutinegers, eines Chauffeurs in San Franzisko, eines Reisbauern von Kwei-ling und diejenige von Bernhard Shaw sind unter sich sehr verschieden. Dasselbe Ding bedeutet verschiedenen Menschen etwas Verschiedenes. Ein Neger soll die Neunte Beethovens nur als Lärm empfunden haben. «Es gibt keinen ‚Wald' als objektiv fest bestimmte Umwelt», sagt Sombart einmal trefflich, «sondern es gibt nur einen Förster-, Jäger-, Botaniker-, Spaziergänger-, Naturschwärmer-, Holzleser-, Beerensammler- und einen Märchenwald, in dem Hänsel und Gretel sich verirren.» Dem Gärtner und dem Liebenden bedeuten die Rosen nicht das nämliche, in hochzeitlichen und in für immer erkalteten Händen haben sie einen anderen Sinn. Aber um wieviel verschiedener sind die Dinge erst im Erleben der Tiere! Das «Weltbild» einer Gartenschnecke ist ein anderes als das des Hechtes im nahen Fluß und dieses wieder anders als dasjenige eines Murmeltieres auf der Forcelina. «Für die Kuh ist so gut wie gar nicht vorhanden der Karpfen, für den Karpfen nicht der Balken im Wasser, für den Storch nicht der Hase, für den Hasen nicht die Biene, für die Biene nicht die Ameise, für die Ameise nicht der Quarz, und für sie alle sind überhaupt nicht da die Bilder der Wolken, Firnen und Sterne; für den Menschen aber ist das alles da, gleichgültig, ob es ihn etwas angeht oder nicht» — so sagt es Ludwig Klages. Was weiß ein Laubfrosch im Wäldchen bei Brüttisellen über Alexander den Großen, über den Andromedanebel, über die Atombombenversuche von Bikini? Spielt man ihm Mozarts kleine Nachtmusik vor, es rührt ihn nicht! Quakt aber ein Kamerad im sinkenden Abend, dann fällt auch er ein. Er antwortet auf Reize, die seinem Lebensgefüge entsprechen. Oft ist der tierische Lebens- und Erlebensraum eng begrenzt und läßt sich einem Gefängnis vergleichen, welches gar nicht verlassen werden kann. Jakob von Uexküll, der unvergessene, gelegentlich fast übermütig geistvolle Forscher, hat uns auch hier wieder das Schwerste von allem gelehrt, nämlich zu sehen, was vor Augen uns liegt. Man versucht heute mit großem Erfolg festzustellen, was eine Qualle, eine Libelle, ein Seestern, ein Adler, ein Pavian von der Welt erleben, was für sie «da» ist. Denken wir an all die Tiere einer Wiese, vom kleinen Wurm bis zum großen Reh, so lebt jedes in einer anderen Umweltkugel. Sie wird um so reicher sein, je reicher das Lebewesen mit Sinnesorganen ausgestattet ist. Der flache Bücherskorpion, der sich gerade zwischen Seite 266 und 267 vom ersten Teil des Faust herumtreibt, ahnt nicht im allerentferntesten, daß der Mensch, und zwar nur ein ganz besonderer, der deutschen Sprache und des Lesens Kundiger dort die Schreckensszene der Gretchentragödie erleben kann. Für alle Tiere besitzt der Faust nur eine ganz minimale Bedeutung. In Jaegers Werk über die «Thierwelt, nach ihren Standorten eingeteilt» heißt es lakonisch: «In Büchereinbänden bohren: die Brotkäfer, Werkholzkäfer, der Diebkäfer, die Larven des Speckkäfers und eine Milbe (Acarus eruditus).» eruditus bedeutet nebenbei: fein gebildet, kenntnisreich — indessen, wenn diese Milben auch Platons Gastmahl, Leibnizens Monadologie und Kants Kritik der reinen Vernunft auffressen, es werden doch keine Philosophen aus ihnen.

Der Mensch und die Hausfliege können die ganze Erdkugel bereisen, ein Schimpanse aber erfriert bei den Pinguinen der Arktis, ein Blauhai stirbt im Vierwaldstättersee, auf Gletschern und im Hochgebirge ist das Eichhörnchen so wenig «daheim» wie der Steinbock im dunkeln Tannenwald. Es gibt Tiere, die weit reisen und sich in sehr verschiedenen Regionen zurechtfinden, andere wieder sind Nahrungs- oder Klimaspezialisten, deren Daseinsbedingungen an allerengste Grenzen gebunden sind. Das Urbild unseres Teddybären, der possierliche Koala, vermag sich nur von ganz bestimmten Eukalyptusblättern zu ernähren. In einem tunesischen Römerbad lebt ein kleines Krebschen, Thermosbaena mirabilis, das sonst nirgends noch gefunden wurde und dem offenbar allein eine Wassertemperatur von 48 Grad bekömmlich ist, worin die meisten übrigen Tiere zugrundegehen müssen.

Die gesamte Oberfläche der Erde wurde auf nahezu 510 Millionen Quadratkilometer berechnet, von denen nur etwa 149 Millionen Festland darstellen. Diese Fläche ist der Wohnraum aller Pflanzen, Tiere und der Menschen. Sie ist vielfach gegliedert, und die moderne Wohnraumkunde, die Oekologie, schenkt dieser Gliederung eine ganz besondere Aufmerksamkeit. In der Tiefe des Meeres leben andere Tiere als an seiner Oberfläche, die Fauna der tiefgelegenen Binnengewässer ist wieder eine andere als die des Gebirgsbaches. Die Tundren, die Savannen, die Wüsten und Oasen, die Dschungel und die Steppen, Moor, Hain und Rain, Feld, Wiese und Acker, Sandböden und Sumpfland, Weinberg und Ufergebüsch — sie alle sind Stätten eigentümlicher Lebensgemeinschaften. Und das gilt in hervorragendem Maße auch vom Wald. Manche Tiere suchen ihn nur gelegentlich und vorübergehend auf, sei es als Versteck, als Jagdrevier oder auch als eine Stätte für den Schlaf. Für andere dagegen bildet er den festen Lebensbezirk, die sogenannte Biochore, in dem sich ihres Daseins Kreise dann vorwiegend vollenden. Nur gelegentlich und vorübergehend verlassen sie seinen Bereich und pirschen auf die anrainenden Felder oder Wiesen, der Hunger treibt wintersweile Reh und selbst das Eichhorn auch mal in die Nähe menschlicher Behausungen. Was dem Nadelwald eigen ist, fehlt dem Laubwald wieder, Kreuzschnabel und Schwarzspecht meiden den letzteren, in dem die Haselmäuse ihre Nester bauen, die ihre Nahrung wieder nicht im Nadelwald finden können. Für den Tierfreund bietet

die Beziehung Baum — Tier ein unerschöpfliches Problemgebiet. Eiche, Birke und Esche beherbergen ihre eigenen Mieter, die von denen der Tanne, Arve und Lärche verschieden sind, auf den Obstbäumen leben Insekten, die sich wieder bei der Kastanie und dem Holunder nicht finden, und wer das Gewimmel der Hecken und Gebüsche schildern wollte, fände kein Ende. Der Wald bildet ein vielgliederiges und vielschichtiges Wohnhaus, in seinen Kellern, Kammern und Stockwerken haben sich ganz eigenartige Lebensgemeinschaften etabliert. Im Waldboden, im Moos, unter Baumstrünken und Wurzeln sind die hüpfenden Urinsekten häufig, zierliche Tausendfüßler, schön gepanzerte Asseln, die sich bei Gefahr zusammenkugeln, Schnecken mit und ohne Häuschen, Würmer und das Heer der Insekten, welche insgesamt von der kleinen Waldspitzmaus verfolgt werden, die auch in dieser Etage zu Hause ist. Jeder Wanderer kennt die hohen Wohnbauten der Waldameisen. Bodentiere sind ferner Dachs, Igel, Fuchs, Hase und Reh, während das Eichhorn den Stämmen entlang jagt und von Ast zu Ast springt. In den niederen Gebüschen nisten viele Vögel und werden dort von ihren vielen Feinden bedroht. Denn der Wald ist ja wie jeder Lebensraum ein Schauplatz des mächtigen Ringens ums Dasein. Für diese Seite des Lebens besaß Oswald Spengler ein quälend geschärftes Auge. «Wer mitten im Walde fühlt», sagt er einmal, «wie der schweigende Kampf um den Boden rings um ihn vor sich geht, Tag und Nacht, ohne Gnade, den erfaßt ein Grauen vor der Tiefe dieses Triebes, der mit dem Leben beinahe eins ist. Hier gibt es jahrelanges, zähes, erbittertes Ringen, aussichtslosen Widerstand des Schwachen gegen den Mächtigen, der so lange dauert, bis auch der Sieger gebrochen ist, Tragödien, wie sie sich nur im ursprünglichsten Menschentum wiederholen, wenn ein altes Bauerngeschlecht von der Scholle, aus dem Nest getrieben oder eine Familie von adligem Stamm durch das Geld in des Wortes eigentlichster Bedeutung entwurzelt wird.» Dieses Ringen beherrscht den ganzen Wald. Eine Fülle von Lebensstätten bilden die Rinden und das Holz der Stämme. Wo sich Rindentafeln leicht ablösen lassen, findet man häufig die gelegentlich sehr schön ornamentalen Fraßgänge von Käferlarven, denen die Spechte fleißig nachstellen. Im Eichenholz fressen die Larven des großen Heldbockes, im Moder- und Faulholz diejenigen des prächtigen Hirschkäfers. Höchst lebhaft geht es aber auf dem Dach der Wälder zu. In den Tropen findet sich dort gelegentlich eine Tierwelt, die man nur auf Wiesen oder niederem Gebüsch vermuten möchte. Die tropischen Waldböden sind oft derart versumpft und von chronischen Ueberschwemmungen heimgesucht, das Waldinnere so lichtarm, dumpf und dunstig, daß die Bewohner gleichsam in die Baumkronen hinaufgetrieben werden. Die Waldtiefe zieht an den Ohren, im Düstergrün taugen die Augen nicht viel, umsomehr wird dann das Gehör verfeinert und entwickelt, die Höhe der Baumkronen aber «schafft» treffliche Kletterwerkzeuge, Kletterschwänze, Springbeine, Hangelarme, und erstaunliche Flugeinrichtungen. Da oben wimmelt es von Käfern, Heuschrecken und Ameisen, die Burgen bauen, von Baumschnecken und Baumfröschen mit den wunderlichsten Höhenlaicheinrichtungen, etwa daß sie ihre Eier in Taschen oder in Kehlsäcken mit sich herumschleppen. Hoch oben, neben bunten Vögeln und Halbaffen, die sich in ihrer Form erstaunlich unseren Eichhörnchen nähern, jagen die grünen Baumschlangen und Baumeidechsen. Von den Beuteltieren ist wohl das Känguruh am besten bekannt. Nun gibt es auch einen den Hochwald bewohnenden Eichhörnchen-Flugbeutler, etwa 46 cm lang, wovon etwa die Hälfte auf den Schwanz kommt. Durch Ausbreiten der Flughaut ist er imstande, erzählt der Australienforscher Gould, enorme Sprünge zu machen und von Baum zu Baum zu gelangen, ohne die Erde zu berühren: wie andere Tiere, die ähnliche Bewegungen üben, steigt er am Ende seines Sprunges wieder etwas nach oben und vermeidet so einen Anprall an den Ast, auf dem er sich niederläßt. In den Kronen der Wälder von Borneo scheint nach dem Berichte Beebes alles fliegen zu können, neben Vögeln, Fledermäusen und Insekten auch Eichhörnchen, Eidechsen und sogar Schlangen, die «sich mit Fallschirmen aus Pelz, Haut oder Schuppen flott erhalten».

Aber wir brauchen nicht nach Borneo zu gehen, um die Wunder der Natur zu studieren. Unsere Wälder sind voll davon. Humboldt hat das grandiose Rumoren des nächtlichen Waldes am Orinoco geschildert, wer von uns lag schon einmal nächtens in einem unserer grünen Dome und lauschte vor dem Einschlafen auf das Wogen seiner Stimmen? Jaeger versuchte es, sie zu beschreiben: «Man hört das ziehende Geraschel der Ringelnatter, das Hüpfen und Pfeifen der Mäuse, das Gequixe eines von Wiesel oder Spitzmaus erfaßten Nagetieres, das Gehoppel des zu Felde ziehenden Hasen, den klagenden Ruf des Rehes, das Träumen der Singvögel, das Plumpen des Vogelkotes, das Flattern der im Schlaf gestörten Vögel, das Pfeifen der Fledermäuse, den schauerlichen Ruf der Eulen und Käuzchen, das tiefe Summen der Dungkäfer, das Schwirren der Nachtfalter, das Fallen der Blätter und über all dem das Rauschen des Flusses im Tale, den Hahnschrei aus dem Dorfe oder das Geräusch nächtlicher Menschenarbeit, das ferne Rollen und Pfeifen eines Bahnzuges, den Schlag der Turmglocken — kurz eine Welt von Tönen und Geräuschen.» Das Reich des Lebens ist überall reich und wo *ein* Lebling ist, ist das ganze Wunder des Lebens da.

Eine kleine Kugelassel kann sich kein Bild des «Waldes» formen. Die Organisation ihrer Sinnesorgane reicht gar nicht aus, etwas so Gewaltiges zu erfassen. Dagegen lassen sich die Waldbilder des Försters, des Kindes oder des Poeten sehr wohl miteinander vergleichen. Durch sorgfältiges Beobachten gelingt es uns mehr und mehr, die Vorstellung vor uns aufzubauen, die sich ein Fuchs, ein Dachs, ein Eichhörnchen, ein Reh oder eine Eule vom Walde bilden könnten. «In der Umwelt der Ameise», sagt von Uexküll, «verschwindet die ganze übrige Eiche hinter ihrer rissigen Rinde, deren Täler und Höhen zum Beutefeld der Ameisen werden.» Der liebwerte, gehörlose Dübendorfer Entomologe Johann Jakob Brämi (1791—1857) hat sich die Mühe genommen, alle Insekten zu studieren, die er auf den Eichen der Umgebung von Dübendorf, Kloten, Bülach, Rümlang und am Katzensee fand.* Er trennte die von den Blättern und die in den Knospen leben, die auf der Rinde wohnen, im toten sowie lebenden Holz, die sich vom Moder nähren, und zählte dabei, ohne vollständig zu sein, 184 Arten. Alle diese Wesen sind lebendige Spiegel eines geheimnisvollen Daseins.

---

* J. J. Brämi, Mitteilungen über die Insekten der Eichen. Vortrag in der Naturforschenden Gesellschaft am 6. September 1847.

Weibchen des Turmfalken am Horst auf einer Fichte in ca. 18 Meter Höhe. Tobelhof (Adlisberg), am 28. Mai 1943. *Photo Hans Traber*









Jungfüchse vor dem Bau. Photo Otto Zumbühl

Jungfüchse

VON WILLY ZELLER

«Wahrhaftig — schon im Bubenalter sollte man ihnen den Garaus machen, bevor sie einem später das Hühnervolk zuschanden reißen, den Enten an den Schillerkragen gehen und überall und immer Einschlupf finden, wo sie siebenfaches Bretterwerk hindert!» So murrt der Eichhofbauer in den Stoppelbart.
«Nur keine falschen Sentimentalitäten!» giftelt der Jagdaufseher. «Die Hasen kenn' ich bald nur noch vom Hörensagen; alle Fasanen hat mir das Gesindel kalt gemacht; von meiner letzten Haselhenne hab ich im Föhrenhau grad noch ein paar Federn gefunden und eine Fuchsspur dabei. Ausrotten ...»
Die tierleinliebe Lehrerin aber zieht die Stirn in strafende Falten: «Ganz schüüli ist's, was so ein grausamer Fuchs für ein Blutbad unter den unschuldigen Geschöpfen Gottes anrichtet. Den armen Vögelein raubt er die Jungen, am Bach lauert er den Forellen auf, sogar den armen lieben Rehkitzlein zerfleischt er die Kehle — man sollte doch ...»

Die Fuchsfähe vom Föhrenhau geht ihrer Wege. Der Herrgott hat sie nicht als Vegetarierin geschaffen, hat sie nicht dazu auserkoren, beim Herrn der Schöpfung Liebkind zu spielen, hat ihr im Gegenteil ein erkleckliches Maß von Schlauheit und von Raublust zugemessen, weil er derlei Kreaturen offenbar auch in seiner Schöpfung braucht. Davon, daß ein Fuchs haufenweise Maikäfer und Ratten, Aas und Fallwild, vor allem aber Mäuse, Mäuse, Mäuse frißt, wissen die wenigsten.
Schon ein halbdutzendmal hat die Fuchsfähe ihr Geheck in dem uralten Dachsbau aufgezogen. Der Platz ist gut. Meister Grimbart hat sich ein Röhren- und Kesselsystem ausgebuddelt, das seinesgleichen nicht mehr hat bergauf und -ab. Eines Tages aber haben dann Reinekes ihren schwarz-weiß-gestriemten Vetter hinausgestänkert. Auf den Tod nicht ausstehen mag er es, wenn man im Bau den Fraß herumliegen läßt, ja, nicht einmal seine diskreten Angelegenheiten am separaten Ort vor der Türe besorgt, sondern — na eben, Füchse haben keine Lebensart. So hat der Dachs zuletzt den Finkenstrich genommen, und Reineke ist zum Alleinbesitzer geworden.
Wieder hat die Fähe ihre sechs Jungen geworfen, hilflose, blinde Wesen, bis sie der mütterliche Lebensbronn zum raschen Wachsen brachte. Wie wundersam das eingerichtet ist: Kurz vor der Niederkunft zwang es die Füchsin, sich das mollige Bauchhaar auszuraufen, damit das Nestbettlein zu füttern und zugleich den Milchquell freizulegen. So kann es nicht mehr fehlen.
Gute fünf Wochen nur — dann kommt der große Tag, wo aus der Höhlenenge die Weltweite wird. Die Fähe schreitet leise voran; die Jungen krabbeln, stoßen, purzeln hinterdrein, halb furchtsam, halb neugierig, was draus werden soll. Und dann wird es auf einmal blendend hell, daß man die Seher verkneifen muß.
Die Mutter aber späht und sichert nach allen Seiten; jetzt schiebt sie sich vollends heraus, legt sich geruhsam in den Sonnenglanz und blinzelt ihren Jungen nach, die erst nicht wissen, was sie machen sollen, argwöhnisch jeden Stein und jeden Wurzelwulst beschnuppern. Doch als die Fähe ruhig liegenbleibt, wächst den Jungen der Mut, und allgemach wird Uebermut draus. Sie beißen sich in ihre Wedelschwänze, kneifen einander in das wollige Fell und wissen nicht wohin vor Lebenslust.
«Bloß so ein Tier!» lächeln die überklugen Menschen — es ist doch sonderbar, daß just zu dieser Stunde der Fuchsvater heimkommt mit einer tolpatschigen Jungamsel im Fang. Wie der Alte seinen zappeligen Federball vor den Jungfüchsen fallen läßt, nimmt ein neues Kapitel seinen Anfang. Erst schnüffeln sie mit gesträubtem Nackenfell den Duft; doch als der Vogel einen verzweifelten Hopser macht, kommt ihnen aller Bubenmut abhanden, erschrocken kneifen sie den Schweif zwischen die Schenkel und flüchten in die Höhlenfinsternis. Aber gleich sind sie wieder da, von Neugier und Jagdlust getrieben, denn von dem Federball geht ein aufstachelnder Ruch aus. Als die Jungamsel einen zweiten Hopser macht und mutterängstlich dazu tschilpt, springt der stämmigste Fuchsenbub heran. Von da an bringt jeder Tag ein neues Stücklein Leben. Die Mutter ist eine treffliche Lehrmeisterin — auf nahen und auf immer weiteren Streifen zeigt sie, wie man Maikäfer aus der Luft herunterschlägt, auf Mäuse lauert, die Häslein findet, das Federwild beschleicht — und wie man lernt vor allem vor den Hunden und dem ärgsten Feind, dem Menschen, auf der Hut zu sein. Schlau und verschlagen sollen sie werden, die Jungen. Würden sie es nicht, das Brandrot ihres Fells wäre gar bald aus dem heimatlichen Wald verschwunden. Aber die Sippe beißt sich durch. Ihre ihnen zugeborene Schlauheit weiß immer einen Ausweg. Nur keine Angst — Reineke stirbt nicht aus!





Reinhold Kündig: Waldweg. Kreide

Dichter, Bäume, Wälder

«Er hört der Quellen Gänge
Durch die Waldeinsamkeit,
Da sinnt er auf Gesänge,
Die Welt gibt volle Klänge,
Die Welt wird ihm so weit.»

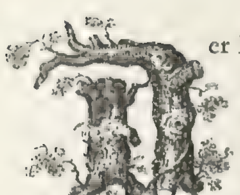
VON ALBERT BETTEX

Das sind Worte Eichendorffs über einen Dichter und das Verwandlungs- und Befreiungswunder, das der Wald in ihm bewirkt. Seit der Epoche, in der der oberschlesische Romantiker, der eigentliche Begründer einer deutschen Walddichtung von Rang und Fülle, dieses hohe Lob erstattete, ist der Wald neben dem Meer und dem Gebirge eines der beherrschenden Motive der Naturdichtung deutscher Sprache. Wer Wald sagt, sagt auch Poesie: heute, nach dem fürstlichen Werk der großen Regenten der Walddichtung, nach Eichendorff, Stifter und Keller, ist dieser Satz überreich aus der Dichtung zu belegen. Je mehr die Zivilisation der großen Städte den Menschen vom Wald entfernte, umso mehr nährte dieses Schrifttum sein Waldheimweh, den Herzenszug nach der Abgeschiedenheit jener andern, verzauberten Welt, wo «Arm in Arm und Kron an Krone» die Bäume verschlungen stehen.

Was sich an dem vollzieht, der in das Reich der Tanne und des Rehs eintritt, ist nach dem Zeugnis der Dichter ein Akt der Verwandlung. Als ob die Sinne eine Erleuchtung empfingen, so fängt es an; die Augen werden sehend, das Ohr wird hörend. An dem sonst so trocken-rationalistischen, in Worten Eindrucksbilder malenden Barthold Heinrich Brockes wird es im frühen 18. Jahrhundert zum erstenmal offenbar: er ist der literarische Entdecker des leisen Spiels «brauner und grünlich-blauer Schatten», des «grünen Feuers» im Waldinnern; ein Stamm im Sonnenlicht erscheint ihm wie eine «Feuerseule». Und wie hat ein Tieck mit allen erdenklichen Sprachklängen wiederzugeben versucht, was das verfeinerte Ohr an Stimmen des Waldes unterschied: das Säuseln und Rauschen der Wipfel hoch über den dunklen, schweigenden Gründen, das ferne Murmeln des Baches im einsamen Gehölz. Ein Meister romantischer Waldakustik war Eichendorff: Nachtigallen schlagen, der Kuckuck ruft, Hundegebell dringt fernher aus nachtschlafenden Dörfern und Waldhornschall weit aus einem Tal. Wie hat der junge Goethe im «Werther», erfüllt vom unruhigen Lebensgefühl des Sturms und Drangs, die große, wilde Bewegtheit der waldigen, von rauschenden Bächen durchströmten Gebirgsflanken erfaßt: «Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang.» Oder man lese nach, wie Friedrich Schnack, ein moderner Nachfahre der Romantik, in seinem guten Roman «Sebastian im Wald» den Forst durch die Jahreszeiten begleitet: den knisternden, nach Seidelbast duftenden Märzenwald mit den weißen Anemonensternchen, die durchs leere Geäst in den zartblauen Himmel schauen; die Stürme und Regenfluten, die wild in sommerlichen Blätterkronen wühlen, während Blitze den schwarzen Himmel zerreißen; den Wald im Spätherbst: «Die Schattenstreifen der Bäume wurden länger. Mild und zart flimmerte das Licht, als leuchte es durch eine Scheibe von Opal. Silberne Linien säumten die Höhenkuppen. Pilzfrauen und Beerenweiber huschten durch den Wald, zähe, knorrige Gestalten, krumm wie Wurzeln, die gleich Zaubermüttern bei den Moosen murmelten. Nach Mondaufgang krochen sie mit vollen Körben aus der Waldesnacht und humpelten über die Halde heimwärts. Hinter ihnen schrien die Waldkäuzchen. Schon hoben sich Nebeldünste, die Dickicht und Felsen umbrauten. Drohend schwangen die Kiefern ihre Nadelhäupter, die Buchen reckten schwarze Astarme, klobige Wurzelknollen traten wie schwarzes Zornesgeäder aus dem Boden des Waldes, der im Nachtschlaf des ahnungsvollen Herbstes verging.»

Das alles ist längst nicht mehr bloße Schönheit, empfangen von Sinnen, die sich auftaten mit dem Eintritt in die Verzauberungskreise des Waldes. Mit ästhetischen Kategorien allein ist hier nicht mehr auszukommen. In dichterischer Sicht ist die Heimat des Käuzchens und der Morchel, der Heidelbeere und des Waldmeisters über all das hinaus ein Hort des Lebens sondergleichen. Im Wald tritt der Dichter vor unsern Augen in die stille Bruderschaft mit Tier und Pflanze und Stein (wie es etwa Adolf Fux in seinem «Hilarius» zeigt); Natur scheint hier zugänglicher und vertrauter als anderswo. In den meisten Walddichtungen webt heimlich etwas vom Wesen des seligen Bruders Franz. Man lese eine von Stifters schönsten Walderzählungen, den «Beschriebenen Tännling», und man wird der besonderen Innigkeit dieser vom Wald inspirierten Nähe zu allem Lebendigen gewahr.

Wo das dichterische Erlebnis des Waldes voll und reich ist, da strömen ihm noch aus andern Quellen Kräfte zu: aus Erinnerungen an die Welt des Märchens und der Sage und aus dem Erlebnis der Zeit im Gehölz.



Der Hänsel und Gretel- und der Rotkäppchen-Wald war unser aller erste Begegnung mit dem «literarischen» Wald. Jahrhundertelang vor Tieck und Eichendorff stellte er die lebendigste künstlerische Gestaltung des großen Themas dar (wie stark berührt uns heute noch ein Märchen wie «Das Waldhaus» bei den Brüdern Grimm!). Immer ist er verwunschenes Land, Natur im Urzustand, unvertraut, nicht recht geheuer, ein Sitz bedrohlicher Mächte, die in der Gestalt von Hexen, Teufeln und Riesen ihr Unwesen treiben und in deren Bereich die Reinen und Tapferen eindringen zu Sieg oder Untergang.

Dem Phantasievollen erscheint noch heute der nächtliche, finstere Wald belebt von dämonischem Gestaltenspuk (Tieck hat ihn im «Blonden Eckbert» auferstehen lassen), mit Baum- und Buschgelichter aus der großen Schar der Elementargeister, mit denen die Volksphantasie unerschöpflich die waldigen Gründe bevölkert. Der Wald ist eine große Herberge für Wesenheiten, heidnische und christliche, hilfreiche und böse, aus unirdischem Bereich. Die meisten sind aus der Suggestion des Ortes entstanden und ins Märchen und in die Sage gewandert. Rasch ist ein Baumstrunk zu einem Spukgesicht umgedacht und ein böser Geist in den hölzernen Kerker gebannt. Den in den Kronen wühlenden Sturmgeistern, den ächzenden abgeschiedenen bösen Seelen steht die viel größere Schar der rührend Hilfreichen, Emsigen, Spendefreudigen gegenüber, von der Art jenes Waldweibleins etwa, dem einst der Schiebkarren zerbrach und das einen Vorübergehenden bat, ihn auszubessern. Der ließ sich herbei, und während er sich mühte, steckte sie ihm dankbar und eifrig die herabfallenden Späne in die Tasche. Der Helfer warf das Zeug verächtlich hinaus; einiges wenige aber, das er nicht beachtet hatte, war am andern Tag in harte Taler verwandelt. Keine Eidechse, kein Pilz und kein Käfer, die da nicht mit einemmal als Träger fremder Seelen zusammen mit Moosleuten und Buschweibchen und Fänggen in einem magischen Geisterspiel der Waldmächte auftreten könnten, für das wir noch heute, nach Hunderten von Jahren, in unserem Innersten empfänglich geblieben sind.

Auch wo die Welt der guten und bösen Waldgeister aus einer Dichtung verbannt ist, bleibt als starkes begleitendes Erlebnis: die Zeit. Es gibt im Walde junges neben uraltem Leben. Vor alten Bäumen lernt man in Jahrhunderten denken. Die Gräser und Stauden stehen um die Buchen und Eichen mit ihren vielhundert Jahresringen fast wie das Vergängliche vor dem Unvergänglichen. Der Wald bewirke Verwandlung, sagten wir. Es geschieht auch in dem Sinne, daß er die Gedanken und Gefühle des Waldgängers über die enge Alltagssicht hinauslenkt, langsam und insgeheim und ohne die Krisen, welche die Gewalt der Berge bei solchen Entgrenzungen in manchem hervorruft. Vor den alten Waldriesen, Zeugen des Vergangenen und des Kommenden, gewinnen wir die wahren Maße zurück für das, was groß und was klein, was wichtig und unwichtig ist in unserem Dasein. «Alle Unrast und Not der Welt, Branden ab an meinem Zelt», läßt Huggenberger den Wald sagen, und Peter Hille führt das Zeiterlebnis groß in sein Waldgedicht ein:

«Ueber der Wipfel Hin- und Widerschweben
Hoch oben steht ein ernster Ton,
Dem lauschten tausend Jahre schon
und werden tausend Jahre lauschen.»

So wird der Baum zu einem Urbild der Dauer, ja des Unvergänglichen; er ist der Ungebrochene, dessen Anblick Kraft verleiht — davon ist die Spur deutlich im Waldsprichwort zu erkennen. Manchem erscheint er mit seinen wie mächtige Arme ausgebreiteten Aesten als ein Schutzgeist des Lebens schlechthin. Ihm wird Ehrerbietung wie einem Patriarchen erwiesen; nicht bloß für das Auge bringen die großen Wälder den fürstlichen Zug in eine Landschaft hinein. Die Volkskunde vieler Länder weiß von fast religiöser Ehrfurcht vor alten Bäumen und Wäldern zu berichten: «Es war (bei Nauders im Tirol) ein uralter Lärchbaum, aus dessen Nähe das Volk aus heiliger Scheu selbst bei öffentlichen Holzverteilungen kein Brenn- oder Bauholz nehmen mochte. Lärmen und Schreien bei diesem Baume galt für den größten Unfug, Fluchen und Schelten für einen himmelschreienden Frevel, der auf der Stelle geahndet werde. Oft hörte man die Warnung: ‹Tu nicht so, hier ist der heilige Baum›, und dem Zorne wurde sofort Einhalt geboten.» Wir müssen solche Züge heranziehen, denn sie erklären auch die Rolle des Waldes für den Dichter. In jeder Walddichtung lebt etwas, was dem uralten Baumkult verwandt ist.

Wir wundern uns nicht, wenn die Walddichtung bis an die Grenzen des Mythischen und Religiösen reicht. Der Wald ist Wirklichkeit gehobener Art, gottnah für viele.

«Nächtlich macht der Herr die Rund' . . .
Nur der Wald vernimmt's mit Schauer,
Rauschet fromm die ganze Nacht»

heißt es legendenhaft bei Eichendorff. Und wie der Wald hier die Berührung des christlichen Gottes empfängt, so wird er in Kellers Waldmystik zu einem Sinnbild geheimnisvoller innerster Heimat, wo der Mensch zu seinen Ursprüngen zurückfindet. Die Mutter, die der grüne Heinrich im Traum tief in der Lichtung eines Waldes erblickt, nimmt unversehens die Züge der Urmutter an. Ist es verwunderlich, daß es Wälder gibt, deren Ruhm weitherum in die Welt gedrungen ist wie der Ruhm von Bergen oder Kathedralen? Wer Wasgenwald, Böhmerwald, Jurawald sagt, nennt Inbegriffe großer Erlebnismöglichkeiten. Ist es verwunderlich, daß einzelne Bäume einen Ruf haben fast wie sagenhafte Helden? Etwa jener, der bei Linn in die Lande um Brugg hinausschaut, oder jene, welche ein Volk dem andern in Bildern und Büchern zeigt? Es sind Urbilder des Großen, Starken, Dauernden.

Niemand hat Wald und Baum in ihrem Reichtum tiefer erkannt als einige Dichter der Romantik und des Realismus. Ihnen waren Wälder begnadete Stätten der künstlerischen Inspiration und der Verwandlung, des Schönheitsgenusses, der Naturinnigkeit, der Meditation. Sie haben die Wälder verherrlicht als helfende Mächte, die neue, größere Masse der inneren Exi-

stenz zu geben vermögen. Wer sich vom Walde formen läßt, ist gut geformt — das geht mehr oder minder ausgesprochen durch Eichendorffs «Ahnung und Gegenwart» wie durch Stifters «Witiko» und «Waldsteig» oder durch Schnacks «Sebastian im Wald». Im «Abschied» spricht es Eichendorff schlicht und treuherzig noch einmal aus:

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn,
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Die gerettete Eiche

VON GOTTFRIED KELLER

Um sich einen ehrbaren Erwerb und eine geordnete Tätigkeit zu sichern, hatte Jukundus ein Handelsgeschäft errichtet, welches sich auf den Holzreichtum der Stadtgemeinde und der umgebenden Landschaft gründete. Zu den großen Allmenden, die von der alemannischen Bodenteilung herrührten, waren später noch die Waldungen von Burg und Stift gekommen, an deren Mauern die Stadt sich angebaut hatte.

Diese hatte bisher die Quellen ihrer Behaglichkeit geschont und auch aus bürgerlichem Stolz erhalten, wie sie ihre reichen Trinkgeschirre und den alten Wein im Stadtkeller sorgfältig erhielt. Allein durch irgendeine Spalte war die Verlockung und die Gewinnsucht endlich hereingeschlüpft, und es wandelte ungesehen schon der Tod durch die weiten Waldeshallen, schlich längs den Waldsäumen hin und klopfte mit seinen Knochenfingern an die glatten Stämme.

Jetzt begannen die hundertjährigen Hochwaldbestände zu fallen und auch sofort dem Strich der Hagelwetter den Durchlaß auf die Weinberge und Fluren zu öffnen. Allein, sie waren auch einmal jung und niedrig gewesen oder schon mehrmals vielleicht, und sie konnten wieder alt und hoch werden. Doch als die Axt auch an die jüngeren Wälder geriet, für das zuströmende Geld immer schönere Zwecke erfunden und die Berghänge dafür immer kahler wurden, fing es den Jukundus innerlich an zu frieren, da er von Jugend auf ein großer Freund und Liebhaber des Waldes gewesen. Während er an dem Handel einen ordentlichen Gewinn machte, begann er sich desselben mehr und mehr zu schämen; er erschien sich als ein Feind und Verwüster aller grünen Zier und Freude, wurde unlustig und oft traurig.

Da wurde an einer schief und spitz sich hinziehenden Berglehne, welche der Wolfhartsgeeren hieß, ein schönes Stück Mittelwald geschlagen. Aus demselben hatte von jeher eine gewaltige Laubkuppel geragt, welches eine wohl tausendjährige Eiche war, die Wolfhartsgeereneiche genannt. In älteren Urkunden aber besaß sie als Merk- und Wahrzeichen noch andere Namen, die darauf hinwiesen, daß einst ihr junger Wipfel noch in germanischen Morgenlüften gebadet hatte. Wie nun der Wald um sie her niedergelegt war, weil man den mächtigen Baum für den besondern Verkauf aufsparte, stellte die Eiche ein Momument dar, wie kein Fürst der Erde und kein Volk es mit allen Schätzen hätte errichten oder auch nur versetzen können. Wohl zehn Fuß im Durchmesser betrug der untere Stamm. Meilenweit erblickte man das schöne Baumdenkmal, und viele kamen herbei, es in der Nähe zu sehen. Als man nun gewärtigte, welcher Käufer den höchsten Preis dafür bieten würde, erbarmte sich Jukundus des Baumes und suchte ihn zu retten. Er stellte vor, wie gut es dem Gemeinwesen anstehen würde, solche Zeugen der Vergangenheit als Landesschmuck bestehen zu lassen und ihnen auf allgemeine Kosten Luft und Tau und die Spanne Erdreich ferner zu gönnen; wie die verhältnismäßig kleine Summe des Erlöses nicht in Betracht kommen könne gegenüber dem unersetzlichen inneren Wert einer solchen Zierde. Allein, er fand kein Gehör; gerade die Gesundheit des alten Riesen sollte ihn sein Leben kosten, weil es hieß, jetzt sei die rechte Zeit, den höchsten Ertrag zu erzielen; wenn der Stamm einmal erkrankt sei, sinke der Wert sofort um vieles. Jukundus wandte sich an die Regierung, indem er ihr die Erhaltung einzelner schöner Bäume, wo solche sich finden mögen, als einen allgemeinen Grundsatz belieben wollte. Es wurde erwidert, der Staat besitze wohl für Millionen Waldungen und könne diese nach Gutdünken vermehren, allein er besitze nicht einen Taler und nicht die kleinste Befugnis, einen schlagfähigen Baum auf Gemeindeboden anzukaufen und stehen zu lassen. Er sah wohl, daß man überall nicht zugänglich war für seinen Gedanken und daß er sich nur als Geschäftsmann bloßstellte und heimlich belächelt wurde. Da kaufte er selbst die Eiche und das Stück Boden, auf welchem sie stund, säuberte den Boden und stellte eine Bank unter den Baum, unter dem es eine schöne Fernsicht gab, und jedermann lobte ihn nun für seine Tat und ließ sich den Anblick gefallen. Aber von diesem Augenblicke an suchte auch jedermann ihn zu benutzen und zu übervorteilen wie einen großen Herrn, der keiner Schonung bedürfe.

(Aus der Seldwyler Geschichte «Das verlorene Lachen»)

Zu einem Waldbild von Ernst Ludwig Kirchner, von Walter Kern

Der in Davos-Frauenkirch 1938 verstorbene Ernst Ludwig Kirchner war in der Blütezeit des deutschen Expressionismus einer der stärksten, eigenwilligsten und ausdrucksvollsten Maler des Lebens der Großstadt. Die gehetzten Menschen in den belebten Stadtstraßen, Zirkus- und Varieté-Szenen, Nachtcafés und Ausschnitte bewegter Stadtbilder mit den sich überschneidenden Linien der Brücken, Straßen und Hochbahnen waren die bevorzugten Motive seiner nervösen Malerei. Es war für ihn eine programmatische Aufgabe, seine eigene Zeit und ihren besondern Rhythmus und den Menschen dieser Zeit darzustellen. Und wenn er einmal äußerte: «Wir sind keine Griechen», so meinte er das sowohl hinsichtlich der Kunstform wie auch der Lebensart des Menschen von heute. Da sich jedoch beide gegenseitig bedingen, neue Lebensformen andern künstlerischen Mitteln rufen und eine neue Kunst andere Lebensformen voraussetzt, erstrebte Kirchner wieder eine Einheit beider, denn es schien diesen Künstlern der «Brücke», zu deren Gründern Kirchner gehörte, als hinke die Kunst hinter ihrer Zeit her. Da auch der menschliche Körper vom überlieferten Schönheitsideal befreit werden mußte, wurde an den Moritzburger Seen bei Dresden eine Art neues Tahiti geschaffen, wo der nackte menschliche Körper in seinen natürlichen Bewegungen beobachtet und in die neue Kunstform umgesetzt wurde. Es galt sich «Arm- und Lebensfreiheit gegenüber den wohlangesessenen ältern Kräften» zu erkämpfen und auf dem Wege, dem farbigen Abbild der Welt das gesteigerte, expressive Vorstellungsbild als die neue Kunst entgegenzustellen. Dann brachte eine schwere Krankheit während des ersten Weltkrieges den Künstler in die Schweiz. Auf der Staffelalp und nachher in Frauenkirch bei Davos öffnete sich dem Maler eine neue Welt. Er sah die Bergbauern bei ihrer Arbeit und ihren Festen. Er erlebte die Jahreszeiten in den Verwandlungen der einfachen, großen Landschaft. Seine ersten Schweizer Bilder sind daher wie ein Erschrecken vor den hier herrschenden und das Leben bestimmenden Kräften einer Natur, die so ganz anders war als die in tausend kleine Nervositäten zerbröckelte Lebensangst der mechanisierten Städte. Kirchner hat diese Berge und ihre Bewohner als einen Bezirk des Magischen erlebt und gestaltet.
Er hat sich jedoch als ein Mensch der Städte nie ganz mit den Bergen versöhnt. Sein nachgelassenes Werk ist wie das große Tagebuch eines Einsamen, der gegen die Geister ankämpft, die ihn in seinem einsamen Blockhause heimsuchen. Selbst der farbige Reichtum seiner Berglandschaften kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß er in einem Exil lebte, dessen Geister er täglich mit dem Willen zur Gestaltung wieder besiegen mußte. Umsomehr erscheint dieses Waldbild von Clavadel wie das Ergebnis besonders glücklicher Tage. Es gehört nicht zu seinen ausdrucksvollsten und eigensten, jedoch zu seinen gelöstesten Werken. Seine Vorstellungswelt scheint zurückgedrängt. Der Künstler gibt sich vertrauensvoll dem farbigen Abglanz der Erscheinung hin. Vor tiefem Waldesdunkel stehen die violetten und blaßblauen Stämme, kräftig im Boden verwurzelt und die grünen Fächer des Geästes tragend. Gelbe Sonnenflecken singen zwischen dem tiefen Blau der Schatten und dem hellern Grün des grasbewachsenen Waldbodens und führen aus der Lichtung des beginnenden Waldes in sein Dunkel hinein. Es ist wie ein Aufleben deutscher Romantik in diesem Künstler, der unter schweren Depressionen in der Heimlichkeit des Waldes den umgrenzten Bezirk einer geistigen Heimat erkennt, der er im Tiefsten doch verbunden bleibt, wenn sie auch in einer langen Entwicklung immer wieder von seinem eigenwilligen und starken künstlerischen Willen überdeckt wurde. Die starken Anregungen, die von Kirchner ausgingen, sind jedoch nicht dieser Seite seines Schaffens zu verdanken, sondern gerade jener Problematik, die ihn weniger gelöste, doch spannungsreichere und widerspruchsvollere Werke schaffen ließ. Man wird sich aber auch einmal mit dem Künstler dieser Tage der Entspannung und Waldesstille erfreuen.

Ernst Ludwig Kirchner: Wald bei Clavadel. Oel. Privatbesitz Davos





Photo Ernst Brunner



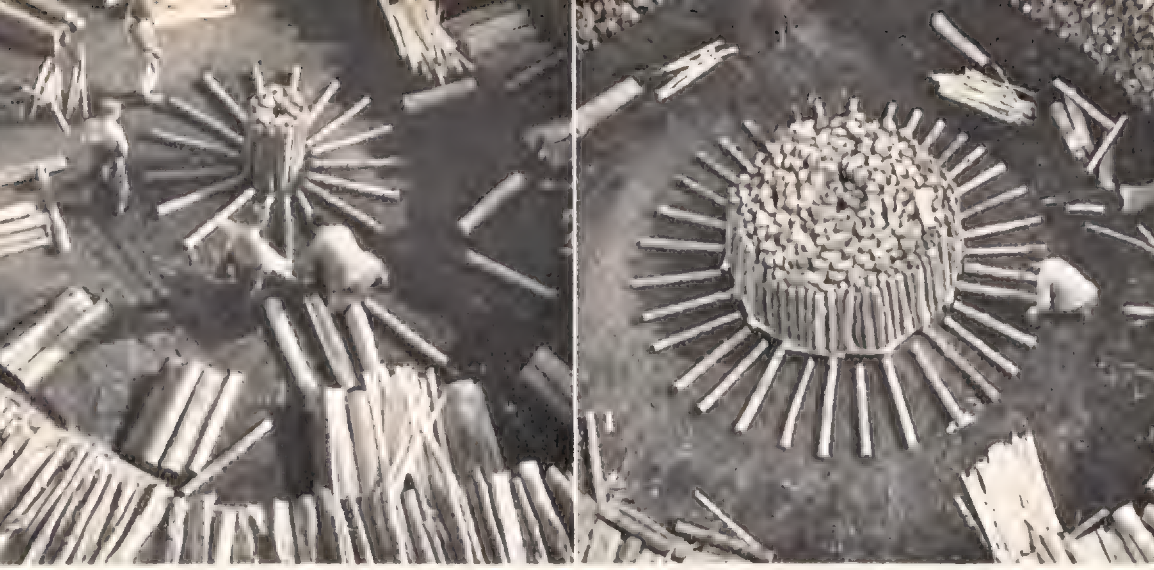
Photo Jakob Bräm

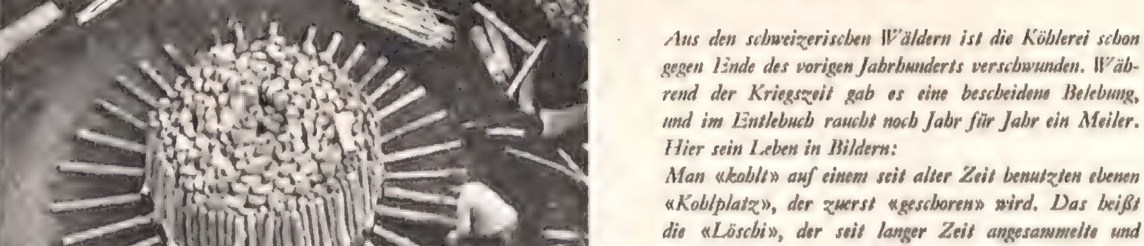


Photo Jakob Tuggener









Ein Kohlenmeiler im Entlebuch

Aus den schweizerischen Wäldern ist die Köhlerei schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verschwunden. Während der Kriegszeit gab es eine bescheidene Belebung, und im Entlebuch raucht noch Jahr für Jahr ein Meiler. Hier sein Leben in Bildern:

Man «kohlt» auf einem seit alter Zeit benutzten ebenen «Kohlplatz», der zuerst «geschoren» wird. Das heißt die «Löschi», der seit langer Zeit angesammelte und mit Erde vermischte Kohlenstaub ringsum, wird zu einem Damm geschaufelt.

Dann beginnt der Bau des Meilers. In der Mitte wird aus 15 bis 20 «Möselen» das «Füllihus» errichtet. Ein Schacht von 20 cm Durchmesser bleibt im Zentrum offen. Rund um diesen Kern wird aus «Bodenrugeln» und «Bruggschitli» ein sternförmiger Rost gelegt. Auf diesen Rost kommt der erste «Ring». Ein zweiter Ring spannt sich um den ersten, und bald ist der «erste Satz», das heißt das erste Stockwerk, gestellt. Nun kommt der «Füllbaum» in die mittlere Oeffnung. Rings um den Füllbaum wird weiter gebaut, bis der dritte Satz erstellt ist. Ein dritter Ring wird dann begonnen. Der hölzerne Hügel rundet sich langsam und türmt sich zur 3 Meter hohen «Triste» empor. Zuoberst erhält der Meiler ein flaches Dach aus Möselen von normaler Länge, dann wird der Füllbaum herausgezogen. Der fertiggestellte Meiler erhält einen Mantel aus grünen Tannästen und darüber eine 20 cm dicke Schicht von angefeuchteter Löschi, die den ganzen Meiler vollständig eindeckt.

Mit Möselen und Bruggschitli baut der Köhler in zwei Sätzen rings um den Meiler einen Gürtel, der das Abrutschen der Löschi bei etwa eintretenden Unwettern verhindert. Der Meiler ist fertig. Unten, bei den Bodenrugeln erhält er an je zwei gegenüberliegenden Seiten ein Luftloch. Das «Fülliloch», der offene Schacht, der beim Herausziehen des Füllbaumes entstanden, ist mit Rasenstücken eingefaßt, damit der eiserne Abschlußdeckel gut aufliegt und keine Löschi in das Fülliloch hinunterfällt. Nun wird der Meiler angezündet. Mit einer alten Pfanne schüttet der Köhler glühende Kohlen in das Fülliloch, mit zerkleinerter Holzkohle, dem sogenannten «Füllikohl» wird nachgefüllt. So entsteht in der Mitte eine Glutsäule. Aus den Bodenlöchern dringt Rauch. Ist das Innere gehörig in Glut geraten, werden die Bodenlöcher wieder geschlossen. Dafür bekommt des Meilers «Gupf» eine Reihe von Löchern in den Löschimantel, damit Rauch und Dampf abziehen können. Nach zwei bis drei Tagen hat der Rauch eine blaue Farbe und einen bestimmten Geruch angenommen, Zeichen, daß der obere Teil des Meilers schon bis an die Außendecke verkohlt ist. Man schließt die Löcher und macht neue weiter unten. Die Wartung des Meilers erfordert viel Geduld und große Aufmerksamkeit. Die Gefahr ist groß, daß der ganze Inhalt in offenes Feuer geraten könnte. Heftiger Wind ist sehr gefürchtet. Die Zuglöcher auf der Windseite werden dann geschlossen, der Löschimantel wird mit Wasser bespritzt und besser angeklopft. Tag und Nacht muß der Köhler auf der Hut sein. Nach zehn Tagen Brenndauer hat der Meiler seine ursprüngliche Form verloren, der obere Teil ist zusammengesackt. Zeigt sich auch bei den untersten Löchern blauer Rauch, so ist anzunehmen, daß der letzte Rest verkohlt sei. Das «Ausziehen» der Kohle kann beginnen. Man streift die Löschischicht an einer Stelle des Gupfs sorgfältig ab und schleift die Kohle mit einem Kartoffelkarst aus dem Haufen. Die ausgezogenen Kohlen werden gesammelt und in Säcke abgefüllt, Löschi und Asche ausgesiebt. Die kleinen Kohlenresten finden beim nächsten Brand als Füllikohl wieder Verwendung. E.B.









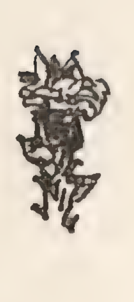




Photos Ernst Brunner







Kind im Walde

Der Vater war im Wald. Der kleine Florian trieb sich am Zaun um das heimische Waldhaus herum. Die Ziegen waren angepflockt. Sie lagen im Waldgras und schmausten junge Halme. Florian wollte einen grünschimmernden Laufkäfer fangen. Der Käfer eilte über die Wurzeln, schon war er hinterm Wildzaun verschwunden. Die Gattertür war halb angelehnt. Florian wischte hindurch und machte sich auf die Jagd nach dem Käfer. Er hatte ihn verloren. Im Gras war er entschlüpft. Woher mochte er gekommen sein? Er fand alte, ringsum verstreute Eichelnäpfchen. Wie zierlich sie waren! Eifrig bückte er sich nach ihnen und steckte sie in seine Tasche. Für den Kaufladen schienen sie recht brauchbar.
Junge harzige Fichtenzapfen entdeckte er auf den Moospolstern. Sie glänzten in der Sonne. Auf einmal saß da oben im Baum ein munteres Eichhörnchen und lugte auf ihn hernieder. Er klatschte in die Hände, das Gesicht emporgereckt, bellte wie ein Hündchen. Das aufgestörte Eichhörnchen hüpfte durch die Kronen, schnellte geschwind von Ast zu Ast, machte Riesensprünge, sah sich von einem fürchterlichen Feind gejagt. Florian huschte über den Waldboden unter dem flüchtigen Tierchen her. Er stieß Huh-Laute aus, das Eichhörnchen stob in die Wipfel. Nun war es weg. Er schaute sich die Augen aus, fand es aber nicht mehr. Mitten an einem lichten Ort blieb er stehn und lauschte in den Wald. Wo mochte der Vater sein? Die Sonnenfahnen wankten. Oben schwammen kleine blaue Himmelsstücke. Das Lichtspiel zog ihn an, lockte ihn tiefer in die Baumeinsamkeit. An den Stämmen flackerten goldene Flecke, in einem großen Spinnennetz schillerten Sonnenfunken. Noch nie hatte er ein so großes Spinnennetz gesehn. Wunderleicht im Waldhauch wehte es zwischen zwei fahlen Stämmen.
Was leuchtete dort auf dem Moosteppich? Flink eilte er durchs Gebüsch. Ein rosa geäderter Kieselstein, rund wie ein Apfel aus dem Garten des toten Großvaters, versprühte helles Glitzern. Er hob ihn auf und bestaunte ihn. Schließlich ließ er ihn in die Tasche zu den Tannenzapfen und Eichelnäpfchen gleiten. Als er sich aufrichtete, fuhr er zusammen, im Gesträuch rauschte es. Er hatte ein Rehrudel aufgetrieben. Lichternd sausten die Rehe davon. Lang starrte er ihnen nach. Dann wurde es wieder schlafstill im Wald, nur fern tönte eine zage Vogelstimme. Der silberne Laut machte das Schweigen noch abgründiger. Ernst standen die vielen Bäume um ihn her, sie betrachteten ihn und flüsterten leis miteinander. Drohend krochen ihre Wurzeln aus dem schwarzen Nadelboden. Das befremdende Sonnenlicht tanzte. Hinter den Bäumen schwoll Glut heiß und grün heran. Im Geäst klatschte ein Flügel, Zweige knackten, Rinde knisterte. Geheimnishaft wisperten die Lispelblätter; eine blaue Waldfliege surrte in zornigen Kreisen rund um ihn, als wollte sie sich auf ihn stürzen und ihr Reich verteidigen. In den starren Gräsern und Blumen lebte trügerischer Schein. Das seltsame Leuchten verwirrte ihn. Er hörte sein Herz laut klopfen. Die Bäume suchten nach ihm zu greifen, mit Nadelhänden und knorrigen Holzfäusten. Starre grüne Finger streckten die Fichten aus. Finster sinnend wiegten die Kiefern ihre Wipfelhäupter. Hart und wild trat ihm eine alte Eiche in den Weg. Tausend Windschlangen durchzüngelten die Buchen. Der Waldboden hauchte Schwüle und Pilzgerüche. Insekten sirrten und zirpten versteckt.
Hilflos sah er sich um. Unterm Sonnentanz blähten und reckten sich die Moosdecken, fingen an zu laufen, wellten zu ihm herum, ihn zu überzotten, wie die alten Steine mit den Grimassengesichtern. Grünglühend kam die Waldangst aus dem Dickicht und überfiel ihn. Sie legte ihre Zunderhand auf seinen Kopf, Spinnenfüße kribbelten ihm über den Nacken — blitzartig fiel ihm die Geschichte des unfolgsamen Häsleins ein, er schrie und rannte blindlings durch das Gebüsch des Hags. «Mutter! Mutter!» rief er gell, und die Mutter hörte ihn nicht. Doch eine der Pilzsammlerinnen hörte ihn; sie sah ihn daherstürzen, von den Haselruten gepeitscht.
«Florian! Kleiner Florian!» mahnte sie. Er vermeinte, seinen Schutzengel zu hören. Angsttränen überströmten seine Wangen. Die Alte nahm ihn liebevoll an der Hand. Mit runzeligen Fingern strich sie ihm übers Haar. Er möge sich doch nicht mehr fürchten, sie sei ja bei ihm. Der stille Wald habe ihn nur erschreckt. Scherzhaft ballte sie die Faust und drohte in das Baumschweigen hinein. Sie schenkte ihm einen toten Laufkäfer, grün und golden wie jener am Wildzaun. Dann führte sie ihn brummelnd seinem Vater zu, der am Waldeingang schon nach ihm suchte.

Friedrich Schnack: Sebastian im Wald. (Hegner, Hellerau bei Dresden, 1927)




Farbphoto Emil Spühler



Wir Amman Undt Rath Undt Gemeine Thalleuth zue Urseren; Thuon Khundt, undt zue Wüssen Allen denen, die disen Brieff sechen, old hören läsen für Uns, undt Unsere ewige Nach Komende ... [illegible]

Bannwälder und Bannbriefe

VON LEO WEISZ

Solange Holz im Ueberfluß vorhanden ist und Absatz nach außen mangelt, wird der Wald als ein wertloses Gut, unter Umständen sogar als eine Last betrachtet, weil er die Landwirtschaft und Viehzucht beengt und Raubtieren als Aufenthaltsort dient. Nichts ist daher natürlicher, als daß an solchen Orten das Zurückdrängen des Waldes als ein Verdienst betrachtet und an Holzersparnisse gar nicht gedacht wird.

Dem reichen Wald gar wenig schadet,
Wenn der Bauer viel Holze ladet . . .

meint ein alter Spruch. Und neben der Nutzung erweitert man auch die Aecker, Wiesen und Weiden auf Kosten des Waldes, bis er «licht» wird, in der Nähe der Ortschaften kahle Flächen entstehen und zur Deckung des Holzbedarfes die Vorräte der entfernter liegenden Waldungen herbeigezogen werden müssen. Das Holz kann immer schwerer herangeschafft werden, und die sorglosen Schläge rufen nach und nach andern Uebeln, die zumindest so tief in das Volkswohl eingreifen wie der Holzmangel, und meistens viel größere Gebiete treffen, als nur den Ort des Ausgangspunktes. Im Gebirge können diese Uebel (Lawinen, Rutschungen, Abschwemmungen, Wasserschäden usw.) von verheerender Wirkung sein, und so ist es begreiflich, daß man in den Hochgebirgstälern der Eidgenossenschaft die offensichtlich Schutz gewährenden Wälder «gebannt», das heißt in ihrer freien Nutzung eingeschränkt und sie einer Aufsicht unterstellt hat. Die Zahl solcher Wälder muß groß gewesen sein. Zur Berühmtheit brachten es der Bannwald von Altdorf, dem Schiller das schöne Zeugnis gab:

. . . die Lawinen hätten längst den Flecken Altdorf unter ihrer Last verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht als eine Landwehr sich dagegen stellte . . .

und der Bannwald des Gurschens bei Andermatt, an dessen Eingang ein Täfelchen, unter Hinweis auf den «Bannbrief», heute noch vor unbefugtem Betreten des Waldes warnt. Der «Bannbrief», das heißt die Urkunde, die die Bannung aussprach, die Grenzen des gebannten Waldes umschrieb, die Buße für eine Bannverletzung festlegte usw., wurde 1397 verfaßt und 1717, wie die von uns reproduzierte Urkunde zeigt, erneuert.

Ammann, Rat und die Gemeinde der Talleute zu Urseren verkündeten darin, daß sie «mit gutem Rat und Wohlbedachtsamkeit den Wald samt den Studen und was darin erwachsen ist, oder wachsen kann, so ob dem Dorf an der Matt liegt», bannen, um ihn «ewig zu beschützen und zu beschirmen in der Form, wie es die lieben in Gott ruhenden Altvordern vor dreihundertundzwanzig Jahren getan hatten». Innerhalb der genau beschriebenen Grenzen sollte niemand aus dem Walde etwas tragen oder ziehen. Wer dagegen handelte, «wer der wäre, Mann oder Frau, jung oder alt», sollte einem jeden Talgenossen fünf Gulden Buße geben und jeder Talgenosse durfte rechtens ihn für fünf Gulden «angreifen und pfänden, wie um eine andere Bar-

geldschuld». Und wenn einer nicht zahlen konnte, so sollte man ihn «vom Tal ausweisen und ihm dahin zurückzukehren so lange verbieten, bis er alle Talgenossen unklagbar gemacht hat».
Ein großer Teil des gebannten Waldes wurde «den Dorfleuten an der Matt» zugewiesen, die Gewalt haben sollten damit, «nach Belieben zu schalten oder walten, nach Gut- und Wohlmeinung». Insbesondere sollte, wenn der «mehrere Teil» der Dorfleute das Vorlesen des Bannbriefes wünschte, dies geschehen, und «wenn der mehrere Teil der Meinung war, daß man den Wald schonen sollte, solle man es tun und solle dem Bannbrief nicht schaden». Der Wald wurde nämlich unter Aufsicht schonend genutzt, verboten war nur ein eigenmächtiges Vorgehen. Es sollte auch niemand im Gurschental mähen. «Was darin wachst, soll darinnen verbleiben», mit Vorbehalt des Grases in den Privatgütern.
Dadurch, daß an der Ermittlung der Frevler alle Talgenossen materiell interessiert wurden, gelang es den Talleuten von Urseren, ihre Wälder ohne Bannwarte zu schützen. Ein jeder war ein Wächter über den allen dienenden Schutzwald, denn sie wußten aus Erfahrung um die Sache, die André Theuriet mit den Worten umschrieb:

Au plus profond des bois la patrie a son cœur;
Un peuple sans forêts est un peuple qui meurt.

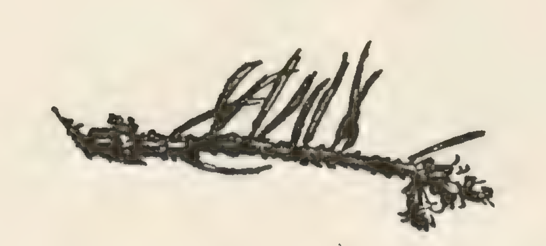
Pestalozzibäume

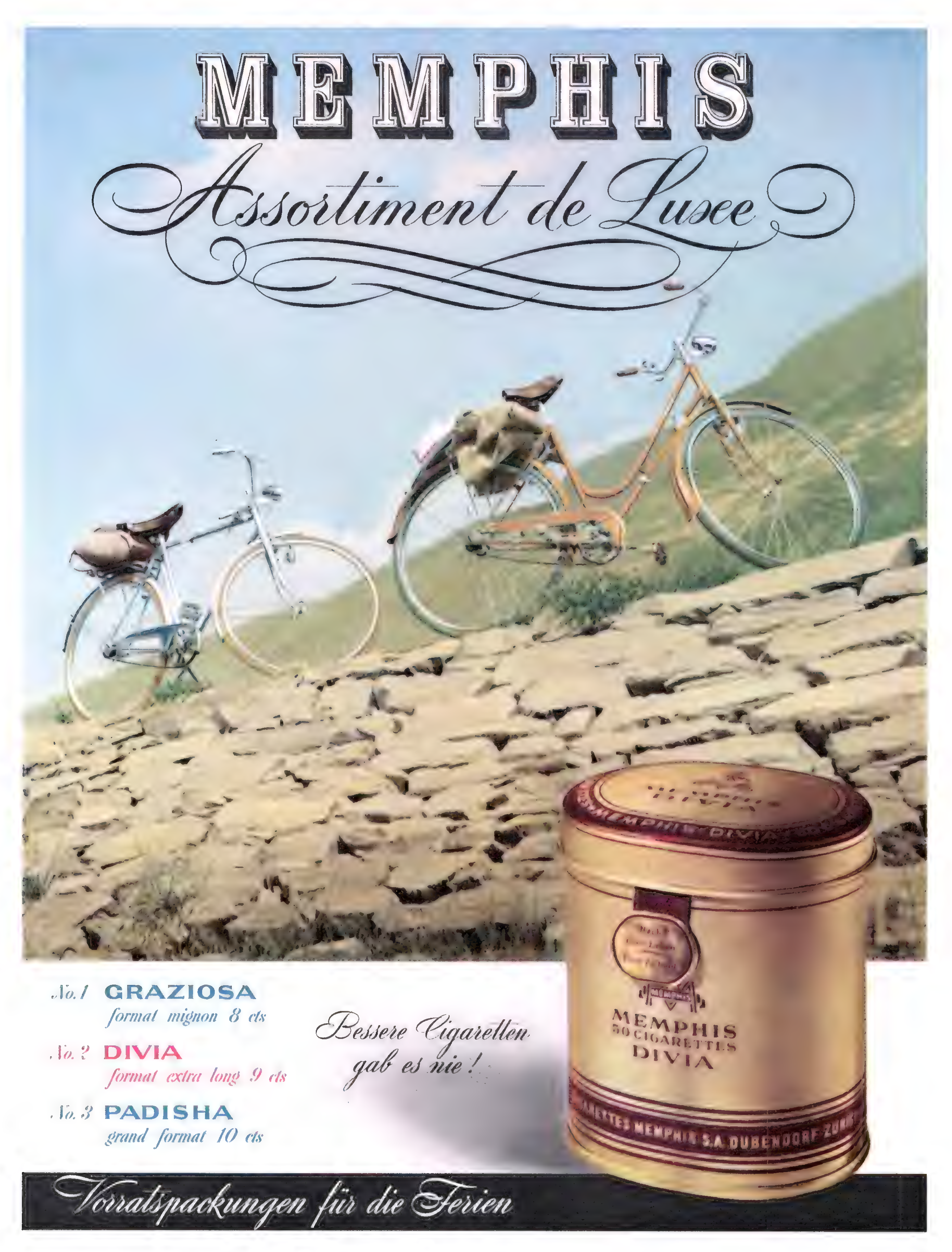
EINE ANREGUNG VON HANS GOTTFRIED WINKELMANN

Wie lauschen doch die Kinder, wenn ihnen ihre Lehrer vom *Walde* erzählen! Wie staunen sie, wenn ihnen vom Werden und Wachsen, von all dem geheimnisvollen, tausendfältigen Leben berichtet wird, das jeden Wald von der Tiefe der Wurzelspitzen bis zu den höchsten Wipfeln erfüllt! Wie leuchten die Augen der Knaben und Mädchen, wenn sie unter kundiger Führung hinausziehen in den frischgrünen, tannendunkeln oder herbstbunten Wald!
Und wie er, so hat sich in den Herzen unserer Schulkinder auch jenes *Dorf* einen Ehrenplatz erobert, das den Namen Pestalozzis trägt und das jetzt in Trogen, droben im sonnigen Appenzellerland, gebaut wird. Jenes Dorf, in dem 380 Kriegswaisen Heim und Heimstätte finden sollen und das sein Anreger und Förderer, Walter Robert Corti, dem Protektorat der Schweizerjugend unterstellte. Seitdem der kleine rote Glückskäfer mit den zwei schwarzen Punkten so erfolgreich für das Kinderdorf geworben hat, möchte jedes Schweizer Schulkind weiter an seinem Bau mithelfen. Eines wie das andere möchte beitragen an die Ausstattung jener Siedlung, die nichts gemein haben wird mit einer Barackenstadt oder einer Anstalt, wo vielmehr im Frühjahr die Bäume blühen und an den Herbstabenden die Kühe von den Weiden heimkehren werden in die Ställe.
Aber nicht nur unsere *Schuljugend*, auch unsere *Waldbesitzer* sind bereit, am Bau der 24 Holzhäuser mitzuhelfen, die man im Pestalozzidorf zu errichten hofft. Nicht irgendwer sollte Geld aufbringen müssen, um das Holz zu kaufen, das für die Bretter und Balken benötigt wird, aus denen dann für die Häuser des Dorfes Decken, Böden und Wände, Treppen, Türen und Tische und Dutzende anderer Bauteile und Gebrauchsgegenstände erstehen werden. So wie ich unsere Waldbesitzer kenne, es sind zum großen Teil Gemeinden und Korporationen, würden sie sich eine Freude und Ehre daraus machen, das für den Bau des Kinderdorfes benötigte Holz zur Verfügung zu stellen. — Doch nicht bloß Bau- und Möbelholz wird dort erforderlich sein. In den Küchen stehen bald blitzsaubere moderne Holzherde und in den Wohnstuben gemütliche Kachelöfen. Diese werden, wenn's draußen stürmt und schneit, den verwaisten, innerlich und äußerlich frierenden Kindern wohl zum erstenmal in ihrem Leben jenes Gefühl des Zuhauseseins und Geborgenseins vermitteln, das uns an Wintertagen an einer warmen Ofenbank oder beim knisternden Herdfeuer umfängt. Zweifellos finden sich schweizerische Waldbesitzer bereit, dem Kinderdorf auch das für Heizen und Kochen benötigte Brennholz zur Verfügung zu stellen.
Doch wie soll sich die Gebefreudigkeit der Waldbesitzer praktisch auswirken können? Es ist doch sicher nicht denkbar, daß eine Gemeinde oder ein Privater aus irgend einem Teil unseres Landes einen Baumstamm oder ein Klafter Brennholz an die Ersteller und Betreuer des Kinderdorfes nach Trogen schickt! Nein, gewiß nicht, lieber Leser, solch unnütze Transportkosten muß man sich sparen! Aber wie wäre es, wenn jeder größere Waldbesitzer der Schuljugend seines Ortes einen Waldbaum oder auch mehrere zur Verwertung an Ort und Stelle schenken würde, in der Meinung, daß der Erlös dem Pestalozzidorf zugute kommen soll? — Nicht fertiges, verkaufsbereites Bau- und Brennholz müßte es sein, sondern ein lebendiger, schöner, nicht allzu weit weg im Walde stehender *Baum!* Ein Baum, der vielleicht hundert Jahre im heimatlichen Boden verwurzelt war, den der Förster ausliest und anzeichnet, und der nun vom Waldbesitzer, dort wo er steht, den Kindern einer Schule oder Schulklasse geschenkt wird. Stellt euch einmal die Freude vor: Unsere Klasse besitzt im Walde draußen einen eigenen großen, vielleicht hundertjährigen Baum! Vielleicht sogar einen Baum, der in seinen Jugendjahren ein Zeitgenosse Vater Pestalozzis war! Und dieser Baum gehört jetzt uns Kindern, nur uns, und was wir daraus

lösen, das schicken wir dem Kinderdorf und den armen Waisenkindern aus den vom Krieg zerstörten Ländern!
Natürlich werden alle Schüler mit ihren Lehrern in den Wald hinauspilgern, in den Wald zu ihrem *Pestalozzibaum*, noch bevor er der Axt und der Säge verfällt. Wie interessant, sich vom Förster die Geschichte des Baumes erzählen zu lassen! — Dann aber hieße es, den Baum fällen, ihn in seine verschiedenen Teile zerlegen, und zwar so, daß aus jedem Teil der größtmögliche Erlös erzielt würde. Das alles wären Arbeiten, die nur der geübte Holzhauer gefahrlos und nur der Förster kaufmännisch richtig ausführen könnten. Aber die Schulkinder wollen und sollen selbstverständlich dabei sein, wenn *ihr* Baum gefällt, entastet und aufbereitet wird. Welch spannendes und eindrucksvolles Erlebnis wäre das!
Die Schüler würden vorab zwei Berufsholzer mit dem Fällen und Aufrüsten ihres Baumes beauftragen. Zwei müßten es sein, und sie sollten, da sie von ihrer Hände Arbeit leben, für die Durchführung dieses Auftrages in ortsüblicher Weise entschädigt werden. Das Geld hiefür würden die Schulkinder unschwer, jedes durch eine kleine Gabe, zusammenbringen. Zuerst verfolgen sie die Arbeit der Holzhauer an ihrem Baume als bloße Zuschauer. Dann kommen sie bald selbst zu praktischer Betätigung: Die fertig gerüsteten Verkaufssortimente werden im Walde gemessen, dann im Schulzimmer berechnet, verkauft und fakturiert, worauf schließlich die Schule oder Schulklasse den klingenden Erlös zuhanden des Kinderdorfes ausbezahlt erhält. Auch der Abtransport des Holzes aus dem Walde böte den Schülern neue und interessante Beobachtungen und Erlebnisse. — Welch anregender und lebendiger Unterricht ließe sich mit all den Phasen verbinden, die der Pestalozzibaum vom Wald bis zur schließlichen Verwertung und Verwendung durchläuft. Man kann sich leicht vorstellen, mit welch innerer Anteilnahme, ja Begeisterung unsere Schuljugend bei all diesen praktischen, von einer edlen Hilfsbereitschaft getragenen Arbeiten mitgehen würde.

Aber noch schöneres und noch tieferes Walderleben ließe sich mit der Aktion des Pestalozzibaumes verbinden. Die Schulkinder sollen nicht bloß das Holzernten im Walde aus eigener Anschauung kennenlernen dürfen, sondern auch die *Entstehung und Begründung eines jungen Waldes*. Sie müssen wissen, daß dort, wo der gefällte Baum gestanden, vor hundert Jahren eine ganze Schar junger Bäume dem Licht entgegenstrebte. Unsere Jugend soll erleben und erkennen, daß wer sich das Recht nahm, einen ehrwürdigen Baum zu fällen, auch die Pflicht übernimmt, für den Fortbestand des Waldes zu sorgen. — Der Waldbesitzer, der den Kindern im Herbst einen Pestalozzibaum geschenkt hat, der wird sicher auch in der Lage sein, im nächsten Frühjahr den gleichen Kindern Gelegenheit zu geben, junge Waldbäume wieder neu zu pflanzen. Vielleicht im Walde drin, wo der natürlichen Verjüngung durch Pflanzung nachgeholfen werden muß; vielleicht aber auch auf einem offenen, vom Dorfe aus sichtbaren Landstück, auf dem dann zusammen mit den Kindern ein Stück Jungwald, der «Pestalozziwald», aufwachsen dürfte, der ihnen einst, wenn sie längst reife Männer und Frauen geworden sind, von einer schönen, in früher Jugendzeit vollbrachten Tat erzählen könnte.
Dies alles ließe sich jetzt, in Verbindung mit den kantonalen Erziehungsdepartementen, der Lehrerschaft, den Forstorganen und Waldbesitzern vorbereiten. Im kommenden Herbst, wenn der Laubwald in seinen bunten Farben und die Lärchen in ihren hellen Goldgewändern prangen, wäre zur ersten frohen und hilfsbereiten Tat zu schreiten. Im Winter dann, in warmer Schulstube, würde das kleine Handelsgeschäft perfekt gemacht, und im Frühjahr zöge man singend aus, den jungen Wald zu pflanzen. Und wenn dann das Geld ans Kinderdorf geschickt wird, dann wird unsere Knaben und Mädchen eine edle und stolze Freude erfüllen; haben sie doch nicht bloß ein erhaltenes Geschenk an arme Kriegswaisen weitergegeben, sondern einen guten Teil ihrer Gabe auch durch eigene schöne und sinnvolle Arbeit verdient.




MEMPHIS
Assortiment de Luxe
No. 1 GRAZIOSA
format mignon 8 cts
No. 2 DIVIA
format extra long 9 cts
No. 3 PADISHA
grand format 10 cts
Bessere Cigaretten gab es nie!
MEMPHIS
50 CIGARETTES
DIVIA
Vorratspackungen für die Ferien

Wenn wir uns die Mühe nehmen, ein Getreidefeld zu durchsuchen, so finden wir darin viele Begleitpflanzen: Kornblume, Kornrade, Mohn und andere mehr. Die ursprüngliche Heimat dieser Gewächse liegt vorzugsweise in wärmeren Gebieten, den Mittelmeerküsten und dem Nahen Orient. Es sind dies diejenigen Landstriche, in denen der Getreidebau als wirtschaftliche Grundlage schon in frühhistorischer Zeit zur Entwicklung blühender Kulturen Anlaß gab. Dort hat sich diese Begleitflora dem Getreidefeld zugesellt, um ihm später überallhin und somit auch in die Schweiz zu folgen. Die dazu maßgebenden Gesetzmäßigkeiten geographischer Verbreitung erlauben dem Fachmann sogar, die Herkunft des Getreides aus Artzugehörigkeit und Zusammensetzung der beigemengten Unkrautsamen mit Sicherheit zu bestimmen. Für unsere Zwecke sei nur festgehalten, daß eine pflanzliche Lebensgemeinschaft an solchen, sie bezeichnenden Merkmalen erkannt wird. Das Getreidefeld wurde also durch ständig wiederkehrende Bewirtschaftungsmaßnahmen wie Umbruch des Bodens, Saat und Ernte schon während historischer Zeit zur Lebensgemeinschaft geformt.
Auch der Wald besteht in seiner ursprünglichen Verfassung aus pflanzlichen Lebensgemeinschaften. Als natürliche Pflanzendecke der festen Erdoberfläche wurde er in geologischen Zeiträumen während Jahrmillionen geschaffen. Er ist seiner Entstehung nach sehr viel älter als das nur in historisch-vorhistorische Zeit zurückreichende Getreidefeld. Zeugnis von derartig weit zurückliegender Waldvegetation geben die Steinkohlenvorkommen, in denen Reste der damaligen Holzgewächse heute noch zu erkennen sind. Die schattigen Grüneichenwälder des Mittelmeergebietes waren dort schon vor der Eiszeit nach den letzten Alpenfaltungen heimisch. Unsere Waldgesellschaften haben die Schweiz wanderungsweise von außen her besiedelt. Es war dies erst nach dem Abschmelzen der das Gebiet überlagernden, mächtigen, eiszeitlichen Gletscher möglich und dürfte ähnlich vor sich gegangen sein, wie heute die Waldvegetation den sich zurückziehenden alpinen Gletschern auf den freigelegten Moränen folgt. Diese natürliche Waldbesiedlung führte — später allerdings durch weitgehende wirtschaftliche Maßnahmen des Menschen beeinflußt — schließlich zu den heutigen, alltaggewohnten Waldbildern.
Die Waldgesellschaften verdanken ihren Aufbau nicht künstlichen Bewirtschaftungsmaßnahmen wie das Getreidefeld. Es handelt sich hier um eine natürliche Vegetationsentwicklung, die schließlich zur Lebensgemeinschaft mit innerem, biologischem Gleichgewichtszustand geführt hat. Das gleiche gilt für die Verhältnisse im Waldboden. Dieser wurde als ursprünglich mineralisches Muttergestein Hand in Hand mit der Waldentwicklung durch Wurzelwerk und Bodenlebewelt aufbereitet und für die Pflanzenernährung erschlossen. Hat diese Bodenreifung ihren Höhepunkt einmal überschritten, so geht der Waldertrag naturgemäß zurück. Innerhalb des erwähnten biologischen Gleichgewichtszustandes kann sich jedoch eine derartig einseitige Entwicklungstendenz kaum merklich geltend machen.
Diese Bodenreifung wird jedoch beschleunigt, wenn der biologische Gleichgewichtszustand im Wald irgend eine Störung erfährt. Es sind dann sowohl am Baumbestand als auch am Boden schwerste und dauernde Schädigungen zu befürchten, wie das an vielen der künstlich begründeten Nadelwälder im schweizerischen Mittelland zu ersehen ist. Nach Kahlschlag der natürlichen Laubwälder wurden hier seit mehr als hundert Jahren Nadelhölzer wie Fichte, Tanne und Föhre flächenweise angebaut. Die dadurch erstrebte Steigerung des Holzertrages war leider nur von kurzer Dauer. Bald machten sich zunehmende Mißerfolge bemerkbar, die bis heute zu beträchtlichen Ertragseinbußen führten. Die Bodenreifung schreitet hier durch einen, von der Nadelstreu ausgehenden, biologisch-chemischen Umsetzungsprozeß beschleunigt vor sich. Solche Mißerfolge mußten sich zwangsläufig einstellen, weil bei der Anlage dieser künstlichen Waldbestände die Gesichtspunkte einer gesunden Vegetationsentwicklung unbeachtet blieben. Es geschah dies allerdings nicht absichtlich, weil damals die grundlegenden Erkenntnisse noch fehlten, um die Tragweite solcher Maßnahmen vorauszusehen. Es liegt im Ausdruck Reifung begründet, daß ein Zustand der Ueberreife im Boden nicht ohne weiteres in eine Verfassung bester Ertragsfähigkeit zurückgeführt werden kann. Diese Tatsache bildet das eigentliche Kernproblem der forstlichen Planung, wo es gilt, ungünstige Entwicklungstendenzen in Vegetation und Boden zu vermeiden und den Gesichtspunkten einer natürlichen Waldentwicklung nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Der Kenntnis des Waldes hinsichtlich seiner Verhältnisse als pflanzlicher Lebensgemeinschaft kommt daher sehr große praktische Bedeutung zu. Die moderne Vegetationsforschung, die sich mit diesen Problemen befaßt, wird denn auch in ständig vermehrtem Maße als Grundlage zur forstlichen Planung herangezogen. Von hier aus wird die Entwicklung vor allem im schweizerischen Mittelland zu einem, im Landschaftsbild besser sich einordnenden, weniger einförmigen und laubholzreicheren Wirtschaftswald führen.

Peter Meyer

Das Zaubertüchlein der modernen Frau





Tiefgehend wandelten sich nicht nur die großen Gewohnheiten im Leben der Völker, sondern vor allem auch die kleinen Gewohnheiten im täglichen Leben des modernen Menschen. Wir suchen uns das Leben zu vereinfachen, wollen weniger nutzlosen Aufwand und doch mehr Komfort, mehr Leistung. Es wäre grundfalsch, anzunehmen, die moderne Frau wolle Arbeit sparen, weil sie sie nicht liebe. Im Gegenteil! Die moderne Frau leistet zumeist mehr. Und um das zu können, muß Sie konzentrierter arbeiten, ihre Zeit besser ausnützen. Das Prinzip «brauchen — wegwerfen» hilft ihr dabei viel. Nicht nur spart sie damit Arbeit und Wäsche, sondern sie erfüllt auch noch eine andere Anforderung: sie lebt hygienischer.

Sie pflegen Ihr Kindlein: Was ist hygienischer, verschmierte Tüchlein aufzubewahren, zu waschen und immer wieder zu benützen oder das blütenfrische, blütenweiße Kleenextuch aus Cellucotton? Sie haben den Schnupfen: Wie könnte er heilen, wenn Sie immer wieder zum verseuchten Taschentuche greifen? Nehmen Sie das blütenweiche Kleenextuch, so wird der Schnupfen bald vorbei sein, und Ihre arme geplagte Nase wird über die trockenen, watteweichen Kleenextüchlein hocherfreut sein.

Sie pflegen Ihre Haut, sie schminken sich: Was könnte praktischer sein als Kleenex. Da lassen sich die verschmierten Handtücher vermeiden und manche Hautunreinigkeit wird vermieden werden, wenn die Haut nur mit dem unberührten Kleenextüchlein in Berührung kommt.

* * *

In hundert andern Fällen hilft das Kleenextuch: Irgend etwas ist zu reinigen, auszureiben, aufzutupfen — nichts reinigt, saugt und trocknet besser als das Kleenextuch. Die praktische blaue Kleenexschachtel im Badezimmer deutet immer auf praktischen und modernen Geist.

Kleenex, Fr. 2.50 die große Schachtel



KLEENEX

das Tuch, das man einmal braucht und wegwirft



Eine Waldschule

Ihr armen Stubenhocker und Staubschlucker! Ihr armen Kaufleute, Regierungsräte und Stadtlehrer! Ihr alle müßt in der Enge der Städte leben und werdet die Waldschüler und deren Lehrer um ihre Freiheit beneiden. Wenn am frühen Morgen das arbeitende Volk aus allen Himmelsrichtungen gegen die Stadt strömt, freuen wir uns, ihr entrinnen zu können. Eine halbe Stunde Straßenbahnfahrt! Vom Endpunkt des Ueberlandtrams aus setzen wir unsere Reise zu Fuß fort. Schon von ferne winken uns die Giebel unseres hinter Bäumen versteckten Schulhauses, des Pfeffinger Schlosses, zu. Nach einem Marsch von 25 Minuten erreichen wir unser tägliches Ziel, wo wir uns zuerst hinter ein kräftiges Morgenessen setzen. Wir bringen alle einen tüchtigen Hunger mit; denn die meisten von uns müssen schon kurz nach 7 Uhr daheim wegfahren. Um halb zehn beginnt der Schulunterricht. Er dauert, mit einem halbstündigen Unterbruch, bis zwölf Uhr. Dem Mittagessen und einer kurzen Freizeit folgen $1^1/_2$ bis 2 Stunden Liegekur. Vor dem Vieruhrbrot wird wiederum eine Stunde Schule gehalten. Bis zum Abmarsch von der Waldschule, um 5 Uhr, wird nochmals gearbeitet oder gespielt. Um 6 Uhr werden die Kinder in der Stadt entlassen.

Die Auswahl der Schüler erfolgt durch den Schularzt. Es handelt sich um nervöse, blutarme, appetitlose, tuberkulosegefährdete Kinder oder solche, denen ein Milieuwechsel gut täte. Riesengroß ist meistens die Freude der Schüler, denen der Schulbesuch in der Waldschule anempfohlen wird. Mit bleichen und schmalen Gesichtern tauchen jeweilen die «Neuen» zu Beginn des Schuljahres auf. Kugelrund und rotbackig verlassen sie uns im nächsten oder übernächsten Frühling. Ein großer Teil der Schüler besucht nach der dritten ebenfalls noch die vierte Klasse der Waldschule. Der Gesundheitszustand jedes einzelnen Waldschülers wird vom Schularzt überwacht. Allsamstäglich werden die Kinder von ihren Lehrerinnen gewogen. Unsere guten Köchinnen und der eifrige Gemüsegärtner helfen mit, die Gewichtskurven unserer Schützlinge im Laufe eines oder zweier Jahre ordentlich in die Höhe zu treiben.

Ein letztjähriger Drittkläßler hatte sich bis zum Ende des vergangenen Schuljahres zu einem solch pausbäckigen Koloß entwickelt, daß ihn seine Eltern unbedingt wieder in die Stadtschule schicken wollten. Worauf unser Sepp heulend beteuerte, er werde daheim so lange fasten, bis ein Wiedereintritt in die Waldschule für seine Gesundheit unumgänglich sei. Die Eltern verzichteten auf einen Hungerstreik ihres Sohnes, und Sepp bildet nun das Prachtexemplar eines Waldschul-Viertkläßlers.

Nicht nur auf gesunde Kost, auch auf zweckmäßige Bekleidung und Sauberkeit der Waldschüler wird Wert gelegt. Kindern minderbemittelter Eltern werden für den langen Schulweg Lodenpelerinen zur Verfügung gestellt. Im Sommer zieht man, noch vor dem Morgenessen, die fröhlich-blauen, praktischen Waldschulgewändlein an. Den Winter hindurch klappern die sechzig Schüler samt ihren beiden Lehrerinnen mit wackern Holzschuhen durch die Welt. Im Schloß werden warme Finken, im Sommer Tigerpantöffelchen getragen. An der Garderobentüre prangt ein lustiges Plakätlein:

Merke dir, nach jedem Essen,
Zähneputzen nicht vergessen!

Schließlich darf etwas nicht übergangen werden: die tägliche, genau dosierte Bestrahlung mit Höhenlampen während der sonnenarmen Wintermonate.

Aber alle diese vorbildlichen und vorteilhaften Einrichtungen gäben der Waldschule noch nicht ihr besonderes Gepräge, besäße sie nicht den ausgedehnten Park und große Waldbestände in ihrer Umgebung. Vom Frühling bis in den späten Herbst hinein halten wir, so oft es das Wetter erlaubt, Unterricht im Freien. Wie geschaffen für diesen Zweck ist die große Lindenterrasse, ein mit vier riesigen Linden bestandener Platz, von dem aus man eine wunderbare Aussicht hat auf die umliegenden Dörfer, die Stadt in der Ferne, den Schwarzwald und die Vogesen im Dunst. Auch im heißesten Sommer fächeln die Lindenblätter beständig in einem leichten Lüftlein. Unter den bis zum Boden niederhängenden Zweigen stellen wir unsere Arbeitsstühlchen auf, kleine Feldsessel mit einem Klappbrettchen zum Schreiben.

Die ersten Schulstunden, die man jeweilen im Frühling auf der Lindenterrasse abhält, sind meist recht mühsam. Der Gedanke, nun im Freien arbeiten zu dürfen,



Auch der Baum hat ein Zifferblatt

An den Jahrringen
läßt sich die Zeit, d. h. sein Alter,
ablesen.
Wieviel einfacher ist es, anhand
einer guten Uhr
die Zeit zu messen.
Und wieviel Freude macht stets eine
«HELVETIA».







ist den Schülern ungewohnt, und sie lassen sich nur zu oft durch ihre Umgebung ablenken. Weshalb soll man seinem Freund in einem günstigen Augenblick nicht eine Raupe anhängen oder sich schnell einen Kieselhaufen zusammenscharren? Lassen sich die Kinder jedoch durch Vorgänge in der Natur von ihrer Arbeit abhalten, so gehen wir eben darauf ein und ziehen Gewinn aus solchem Anschauungsunterricht. Huscht ein Eidechslein einer sonnenwarmen Gartenmauer entlang, folgen wir ihm leise und versuchen, es mit zartem Singen wieder heranzulocken. Ueber dem nahen Hühnerhof kreist ein Raubvogel. Unsere besonderen Freunde sind die Rotschwänzchen, die in einem Nistkasten an einer der Linden wohnen. Wir beobachten die Vogeleltern, die abwechslungsweise aus- und einfliegen, den Jungen Futter bringen und den Kot aus dem Nisthäuschen befördern. Selbstverständlich gehört es auch zu unserem Unterricht, daß wir die Pflanzen und Bäume unseres Reviers kennenlernen, Streifzüge zu Ruinen und Aussichtspunkten unserer Umgebung unternehmen und die Arbeiten der Bauern während des ganzen Jahres verfolgen. Mit Staunen erlebten die Kinder das Fällen eines uralten Nußbaumriesen im Park. Auch wie der süße Saft aus den Trauben unseres Rebberges gepreßt wird, hatten die Kinder zuvor noch nie gesehen. Solche Erlebnisse geben uns immer wieder Hinweise auf neue Unterrichtsthemen, deren ausführlichere Besprechung uns lockt.

Nicht immer lassen wir uns auf der Lindenterrasse nieder. Ist einmal, vor allem nachmittags, keine schriftliche Beschäftigung vorgesehen, so nehmen wir unser Lesebuch und eine Sitzunterlage unter den Arm und suchen uns irgendwo im Park oder in einem nahen Wald ein schönes Plätzchen aus. Nun machen wir unserem Namen wirklich alle Ehre: Schule im Wald — eine sehr erfreuliche, aber aufregende Angelegenheit! Hier krabbelt einem Knaben ein unbekannter Käfer über den Fuß; dort kreischt ein Mädchen, weil sich ausgerechnet vor seiner Nase ein Spinnlein von einem Baumast herniedergleiten ließ; eine Frage der Lehrerin wird überhört, weil eben eine Ameise den angenagten Körper einer toten Biene vorüberschleppt. Warum denn sollen wir es unsern Schützlingen verwehren, einmal, wenn auch zu nicht ganz gelegener Zeit, ihre Aufmerksamkeit auf Kleines und Kleinstes zu richten? Nur zu oft werden sie später achtlos an Winzigem, Unscheinbarem vorübergehen und sich für vorgetäuschte Größe begeistern.

Sind wir gezwungen, während der kälteren Jahreszeiten oder bei schlechtem Wetter den Unterricht im Klassenzimmer durchzuführen, genießen wir unsere schöne Umgebung trotzdem. Selbst aus dem hintersten Winkel unserer Schulstube fängt ein Blick durchs Fenster nichts als Grün und Blau, Bäume und Himmel, ein. Schon oft konnte ich merken, wie sehr auch unsere Schüler, teils bewußt, teils unbewußt, an der schönen Landschaft hängen. Mehr als einmal konnte ich mitten in einer Schulstunde den Ausspruch hören: «In dr Stadtschuel hämmer e druurigi Ussicht, e teerte Schuelhof und hochi graui Husmuure! Und erscht die Stadtluft!» Die meisten unserer Kinder leiden unter großer Nervosität. Ich bemühe mich, selber ganz ruhig unter den Kindern zu stehen, um durch mein Beispiel beruhigend auf sie zu wirken, ohne daß dabei die Lebendigkeit des Unterrichts leidet. Sind die Mädchen und Knaben einmal wirklich nicht zu halten oder können sie sich einfach nicht auf einen Gegenstand konzentrieren, so dürfen sie einen Augenblick von ihren Plätzen hinausschauen. Der Anblick des weiten Horizontes und der hochaufstrebenden Bäume im Park läßt die Gedanken der Kinder sich wieder sammeln. Da unsere Schüler besonders leicht ermüdbar sind, unterbrechen wir den Unterricht oft durch ein lustiges Spiel oder ein frohes Lied.

Mag das Wetter noch so schlecht oder kalt sein, einen Teil des Tages verbringen wir immer im Freien: die Zeit der Liegekur nach dem Mittagessen. Sehr geschickt schmiegt sich die offene Liegehalle, die aus Rückwand, Seitenwändchen und Dach besteht, einem sonnigen Waldabhang an. Wenn die Kinder auf ihren einfachen Feldbetten liegen, bescheint die Sonne im Sommer nur ihre Beine, während sie im Winter bis zu ihren Köpfen hereinzudringen vermag. Der Witterung und Temperatur entsprechend liegen die Zöglinge in einem Schlafsack, in Wolldecken eingewickelt, da. Endlos ist im Sommer das Wechselspiel zwischen Licht und Schatten. Ein reizvolles Muster von Sonnenkringeln gaukelt unermüdlich über die Schar hin. — Die unumstößliche Weisung für jedermann lautet: Schlafen! Damit man am hellichten Tag überhaupt einschlafen und sich der Körper unterdessen richtig ausruhen kann, muß man bewegungslos, mit geschlossenen Augen daliegen. So übermannt der Schlaf unsere Kinder am schnellsten. Die meisten Kinder schlafen denn auch täglich; oft hat man am Ende der «silence» große Mühe, die Siebenschläfer zu wecken. Beständig müssen wir vorwurfsvolle Klagen hören: «Worum hän Sie uns nid no e bitzli schlofe lo?» Es gibt selbstverständlich auch einzelne Schüler, die trotz guten Willens nie schlafen können. Sie blinzeln von Zeit zu Zeit in den Wald hinaus und hören den Vögeln und dem Rauschen der Bäume zu. Lustig klopft ein Specht an einen nahen Baum.



Präzisions-Rekord 1945

in der Kategorie Armbanduhren

beim Observatorium in Neuenburg



GEVAERT

FILM



Aus der Ferne läßt sich, während ungezählter Frühlingswochen, ein nimmermüder Kuckuck vernehmen. Ein sehr sensibles Mädchen, das selten Schlaf findet während der «Liege», begründet dies folgendermaßen: «Es pfifft und tönt und ruscht jo alles um mi umme. I ka nit schlofe, i mueß eifach lose!» Besonders viel hinzuhören gibt es bei stürmischem Wetter. Es kann geschehen, daß ein mächtiges Brausen und Rauschen den Wald erfüllt und sich die Bäume biegen und beängstigend hin und her schwingen. Wolken von goldenen Herbstblättern fegt der Wind durch die ganze Liegehalle. Beruhigend flockt es im Winter.
Noch intensiver erleben die Kinder den Wald auf unsern gemeinsamen Streifzügen. Die Buben lieben ihn besonders für ihre wilden Räuberjagden. Im Nu wird ein Spiel organisiert, die Bande stiebt nach allen Himmelsrichtungen auseinander, keiner der Indianer denkt mehr an die Gegenwart der Lehrgotten. Die Mädchen hingegen laden einen gnädig zu einem Spaziergang ein. Dadurch, daß kein ausgelassenes Spiel ihre Aufmerksamkeit zu sehr fesselt, schenken sie der Natur größere Beachtung. Wir freuen uns über all die Beobachtungen, aber wehe, wenn wir den Scharfblick der Mädchen vor den Buben loben wollten, vor den Kundschaftern und Spähern! — Besonders eindrücklich haftet in meiner Erinnerung ein Pilznachmittag, den wir zusammen im düsteren Tannendunkel verbrachten, nicht etwa, um als rechte Feinschmecker Körbe voll Pilze zu sammeln, sondern um für uns allein, in aller Verborgenheit eine Ausstellung besonders eigenartiger Exemplare zu veranstalten. Die Kinder durften ihre Phantasie walten lassen und die Pilze, ihren Formen und Farben entsprechend, benamsen. Entdeckte man im mitgebrachten Pilzbuch den gleichen Pilz, hatte man zufälligerweise seinen Namen richtig erraten, so nahmen Stolz und Triumph kein Ende.
Der Wald übt überhaupt einen großen Einfluß auf die Phantasie der Kinder aus. Unerhört, was man unter dem grünen Laubdach, zwischen den dicken Stämmen, alles erleben und sehen kann! Zigeuner, unheimliche Männer und bucklige Frauen fehlen selten in den Berichten der Kinder, wenn sie sich jeweilen, ganz erfüllt von ihren Abenteuerfahrten, zur Heimkehr einfinden. Beeren- und Reisigsammler und Holzarbeiter sind mindestens dem Grimm-Märchenbuch entsprungen, und den Drachen hat man in der Ferne auch schnaufen gehört.
Lange noch erzählen die Kinder von solchen Waldfahrten, und manch eines behauptet in einer augenblicklichen Begeisterung, es möchte sein Leben lang ein sorgloser Waldschüler bleiben.

Hanni Menzi



Das Volk: ein Wald

«Liebe Eidgenossen! Wir sind da unser acht Mannli mit einem Fahnli gekommen, sieben Grauköpfe mit einem jungen Fähndrich! . . . Wir sind gekommen, nicht Gaben zu holen, sondern zu bringen: ein bescheidenes Becherlein, ein fast unbescheiden fröhliches Herz und ein neues Fahnli, das mir in der Hand zittert vor Begierde, auf eurer Fahnenburg zu wehen. Das Fahnli nehmen wir aber wieder mit, es soll nur seine Weihe bei euch holen! Seht, was mit goldener Schrift darauf geschrieben steht: *Freundschaft in der Freiheit!* Ja, es ist sozusagen die Freundschaft in Person, welche wir zum Feste führen, die Freundschaft von Vaterlands wegen, die Freundschaft aus Freiheitsliebe! Sie ist es, welche diese sieben Kahlköpfe, die hier in der Sonne schimmern, zusammengeführt hat vor dreißig, vor vierzig Jahren, und zusammengehalten durch alle Stürme, in guten und schlimmen Zeiten! Es ist ein Verein, der keinen Namen hat, keinen Präsidenten und keine Statuten; seine Mitglieder haben weder Titel noch Aemter, es ist ein ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation, das jetzt für einen Augenblick vor den Wald heraustritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mit zu rauschen und zu brausen mit den tausend andern Kronen in der heimelichen Waldnacht des Volkes, wo nur wenige sich kennen und nennen können und doch alle vertraut und bekannt sind.»

(Aus der Schützenrede des jungen Karl Hediger in Gottfried Kellers «Fähnlein der sieben Aufrechten»)

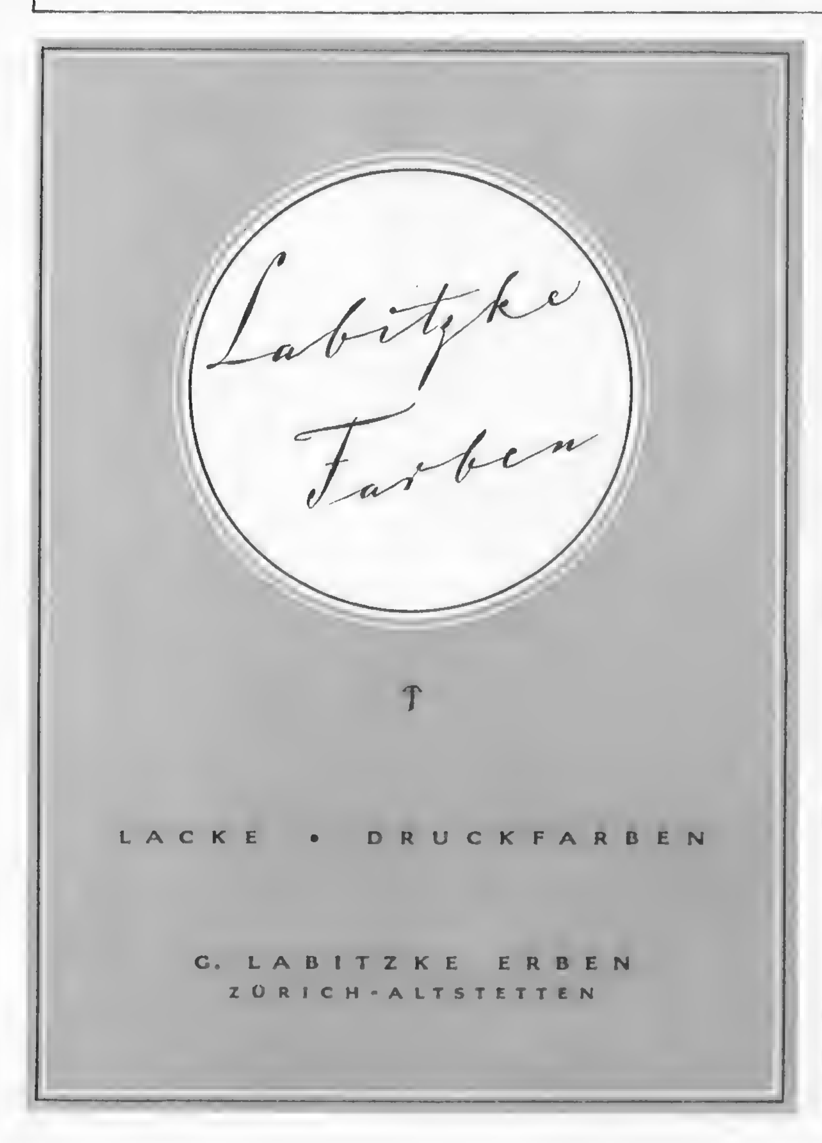




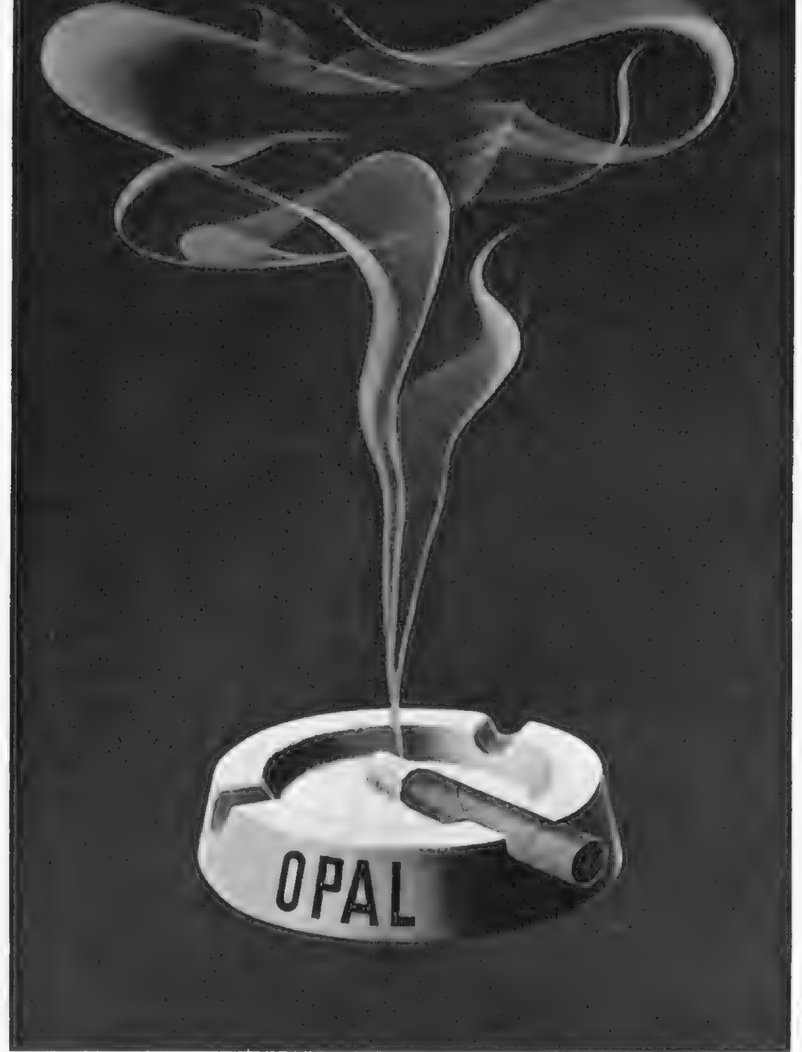








Labitzke Farben
LACKE • DRUCKFARBEN
G. LABITZKE ERBEN
ZÜRICH-ALTSTETTEN



OPAL

Der Weg des forstlichen Fortschritts

Die Technik will Naturkräfte zum Nutzen des Menschen leiten. Sie vermag dies nur, wenn sie die Gesetze kennt, denen die Naturkräfte gehorchen. Das gilt auch im Walde. Die Pflege des Waldes stützt sich heute noch weitgehend auf praktische Erfahrungen; sie sind mehr und mehr durch wissenschaftliche Erkenntnisse zu bestätigen, erweitern oder berichtigen. Solche Erkenntnisse gewinnt man aus der Klimalehre, der Geologie und Bodenkunde, der Botanik, der Bakteriologie und Zoologie und verschiedenen andern Wissenschaften. Darüber hinaus bedarf es aber einer eigentlichen forstlichen Forschung. Sie ergründet in erster Linie die Gesetzmäßigkeiten der Lebensgemeinschaft Wald und die Wirkungen, die menschliche Eingriffe darauf ausüben. Obwohl diese Untersuchungen praktischen Zielen dienen, müssen sie doch die Arbeitsweisen der reinen Wissenschaften anwenden und sind daher zur Hauptsache Aufgabe besonderer forstlicher Forschungsinstitute. Ein solches wurde vom Bunde, angeregt durch den Schweizerischen Forstverein, im Jahre 1885 gegründet; es trägt heute den Namen «Schweizerische Anstalt für das forstliche Versuchswesen». Fortschritte in der Waldwirtschaft werden auf die Dauer allein möglich sein, wenn die wissenschaftliche Lehre stets verbessert wird. Deshalb ist die forstliche Forschung aufs eifrigste zu fördern. Zum Aufbau am Walde braucht es befähigte Arbeitskräfte. Der Leiter technischer Leistungen ist überall der Ingenieur. Als 1855 die Eidgenössische Technische Hochschule gegründet wurde, erhielt sie auch eine Abteilung für Forstwirtschaft. Ihr Lehrplan umfaßt außer den grundlegenden Naturwissenschaften die eigentlichen Forstwissenschaften und für die Waldwirtschaft wichtige andere technische Gebiete, wie Vermessung, Straßen- und Brückenbau, Lawinen- und Wildbachverbauung, und endlich verschiedene allgemein wirtschaftliche und rechtliche Fragen. Die Absolventen erlangen das Diplom als Forstingenieur. Für die Wählbarkeit zum höheren Forstbeamten sind außer diesem Diplom eine anderthalbjährige Lehrzeit und das Bestehen eines praktischen Staatsexamens vorgeschrieben. — Dem Forstingenieur steht die Mitarbeit von Unterförstern zur Seite. Sie werden in zwei- bis dreimonatigen Kursen geschult. Doch können diese Kurse dem Unterförster nur einen Teil der erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnisse vermitteln; er soll, wenn möglich schon vorher, durch jahrelange Tätigkeit mit den Waldarbeiten vertraut geworden sein. — Der Holzhauer endlich leistet die hauptsächlichste handwerkliche Arbeit im Walde. Die Forstwirtschaftliche Zentralstelle der Schweiz veranstaltet, von Bund, Kantonen und von der Suval unterstützt, Holzhauerkurse. Im Kanton Neuenburg wurde für Holzhauer sogar eine regelrechte Berufslehre eingeführt. — Die Schweiz, das Land der guten Schulen, bildet also auch für die Forstwirtschaft tüchtige Arbeitskräfte aus, und sie könnte mit den bestehenden Einrichtungen ihrer noch weit mehr heranziehen. Entscheidend ist aber, ob solche Arbeitskräfte auch in der notwendigen Zahl im Walde verwendet werden. Ungefähr 60 Gemeinden und Gruppen von Gemeinden beschäftigen einen, einige auch zwei akademisch gebildete Forstverwalter. Ihre Wälder umfassen rund 89000 Hektaren oder nicht ganz einen Zehntel der gesamten Waldfläche der Schweiz. Wer bewirtschaftet den übrigen öffentlichen Wald und den Privatwald? Diese Arbeit ist kantonalen Forstbeamten anvertraut. Die kantonalen Forstdienste leiten die staatlichen Forstbetriebe technisch und kaufmännisch; im übrigen öffentlichen Walde erfüllen sie vorwiegend technische Aufgaben und haben zum Teil ein Mitspracherecht bei der kaufmännischen Verwaltung; im Privatwald ist der Forstmann da und dort Berater, vielenorts aber nur Inspektor. Die Kantone sind in Forstkreise eingeteilt, einige kleinere Kantone bilden nur einen Kreis. Die für den Wald entscheidende Arbeit leistet jener Forstbeamte, der dem Kreis unmittelbar vorsteht. Insgesamt gibt es aber in der Schweiz nicht einmal 130 Forstkreise. In verschiedenen Kantonen sind daher dem einzelnen Kreisforstbeamten viel zu große Waldflächen unterstellt und auch übermäßige administrative Arbeiten aufgeladen. Den Beamten ist es dann nicht möglich, sich so eingehend mit dem Walde zu befassen, daß er die beste wirtschaftliche Leistung erreicht. Beispielsweise finden sie noch lange nicht überall Zeit, die bei der Holzernte zu fällenden Bäume einzeln auszuwählen, wie es die richtige Waldpflege erfordert. Diese wichtige Aufgabe bleibt deshalb oft Leuten überlassen, die nicht über die notwendige Kenntnis und Erfahrung verfügen. Der Wald kann in mehreren Kantonen erst dann so intensiv als möglich bewirtschaftet werden, wenn eine größere Zahl von Forstkreisen gebildet wird. — Die Organisation des untern Forstpersonals ist ein recht buntes Mosaik. So betreuen teils vollamtlich angestellte Unterförster alle Wälder in einem angemessenen Reviere oder den Wald eines mittleren bis größeren öffentlichen Waldbesitzers; teils erfüllen halbamtlich tätige Bannwarte und Waldhüter, vorab in Gegenden mit viel Privatwald, fast ausschließlich Aufgaben des Forstschutzes. Es gibt aber einige allgemein gültige Forderungen, denen der untere Forstdienst überall genügen sollte. Dem einzelnen Unterförster sind so große Waldflächen zu unterstellen, daß es sich lohnt, ihn vollamtlich zu beschäftigen. Im öffentlichen Wald muß der Unterförster der unmittelbare Vorgesetzte der Arbeiter und dafür verantwortlich sein, daß die Waldarbeiten nach dem Geheiß


Die ganze Familie schreibt auf
HERMES
ein Paillard-Produkt
GENERALVERTRETUNG: A. BAGGENSTOS ZÜRICH

des Oberförsters sachgerecht ausgeführt werden; der untere Forstbeamte soll ferner bei der kaufmännischen Verwaltung mithelfen. Im Privatwald müssen die Unterförster nicht bloß forstpolizeiliche Aufgaben erfüllen, sondern die Besitzer auch in allen Waldarbeiten zuverlässig beraten.

Die Waldparzellen dürfen nicht zu klein und nicht ungünstig geformt sein, wie das leider häufig beim Privatwald zutrifft. Manche Besitzer nennen einige ungünstig geformte und untereinander ziemlich entfernte Parzellen ihr eigen. Am besten würde man die Privatwälder je eines größeren Gebietes zusammenlegen und gemeinsam bewirtschaften. Solche Projekte sind aber bei den Eigentümern meistens nicht beliebt und konnten daher nur in ganz geringer Zahl ausgeführt werden. Die Waldparzellen lassen sich auch gegeneinander abtauschen, so daß jeder Besitzer an Stelle mehrerer Grundstücke nur eine oder wenige größere, gutgeformte Flächen erhält. Derartige Abtausche kamen da und dort bei der Grundbuchvermessung zustande. Das eidgenössische Forstgesetz und kantonale Erlasse fördern dieses Vorgehen, doch braucht es bei den Kantonsregierungen und Waldbesitzern noch viel Wille zur Tat, soll der erheblichste Nachteil des Privatwaldes, seine starke Zersplitterung, behoben werden. — Die Wälder müssen durch genügend dichte Wegnetze erschlossen sein, welche ermöglichen, gefälltes Holz aus den Beständen zu entfernen, ohne daß dieses Holz selbst oder die stehenden Bäume beschädigt werden. Gute Wege vermindern die Transportkosten des Holzes sehr bedeutend. Ja noch mehr, wichtigste Pflegemaßnahmen sind vom Vorhandensein eines geeigneten Wegnetzes abhängig: Um hochwertiges Holz zu erziehen, müssen den Waldbeständen stets wieder im geeigneten Augenblick und nach bestimmten Grundsätzen Bäume entnommen werden. In jungen Beständen fällt dabei viel Holz geringerer Güte und geringeren Wertes an. Der Holzschlag ist daher, besonders in jungen Beständen, meist nur möglich, wenn ein gutes Wegnetz den Abtransport des Holzes unter tragbaren Kosten gestattet. Um alle schweizerischen Wälder richtig zu erschließen, sind nach Angabe Sachverständiger noch 20000 km neuer Waldwege zu bauen. — In den Bergen sollten zum Schutze bereits bestehender Wälder, aber auch zum Schutze von Ortschaften, Verkehrswegen und landwirtschaftlich benutzten Flächen und, um einigermaßen die während des Krieges durch Rodungen verlorengegangenen Wälder zu ersetzen, Tausende von Hektaren aufgeforstet werden. Viele verlichtete Gebirgswälder wären durch Pflanzungen wieder herzustellen. Endlich sind weitere Lawinenzüge und Wildbäche zu verbauen, und im Gebirge wie im Hügellande wären manche Waldflächen zu entwässern. — Die erwähnten Wegbauten, Aufforstungen und andern Arbeiten erfordern einen Kostenaufwand von etwa einer Milliarde Franken. Die Waldbesitzer werden sich bewußt bleiben, daß sie diese Anstrengungen ihren Wäldern und der Allgemeinheit schulden; es bedarf aber dazu weiter reichlicher Beiträge des Bundes und der Kantone. Ein schöner Anfang ist bereits gemacht: In den Jahren 1902 bis 1938 wurden mit Hilfe des Bundes und der Kantone 3500 km Waldwege erstellt und 1876 bis 1938 insgesamt 24800 Hektaren aufgeforstet sowie zahlreiche Lawinenzüge und Wildbäche verbaut.

Sollen die Waldbesitzer den Wald so gut pflegen können, wie es im Interesse der Allgemeinheit notwendig ist, dann muß sich eine solche Waldwirtschaft für den Besitzer lohnen. Ausreichende Gelderträge der Forstbetriebe sind zudem nötig, damit eine wichtige Einnahmequelle vieler Gemeinden unvermindert weiterfließt, und damit der Wald ein zuverlässiger Arbeitgeber bleibt. Der Wirtschaftserfolg der Forstbetriebe läßt sich dadurch heben, daß einerseits die Kosten durch bestmögliche Rationalisierung vermindert und anderseits der Absatz aller bei richtiger Waldpflege anfallenden Holzsortimente zu angemessenen Preisen gesichert wird. An der Rationalisierung der Betriebe wird eifrig gearbeitet; insbesondere ist die Holzhauerei ganz wesentlich verbessert worden. Vom Holzabsatz würde man vielleicht glauben, daß er in keiner Weise gefährdet sei, reicht doch das in unseren Wäldern heranwachsende Holz seit mehr als einem halben Jahrhundert nicht mehr aus, um den schweizerischen Bedarf zu decken, und gehen wir doch gegenwärtig einem immer größer werdenden Mangel an Nutzholz entgegen. Es gab aber immer wieder Zeiten, in denen ein billiges und großes ausländisches Holzangebot den Verkauf von Teilen der schweizerischen Holzernte zu annehmbaren Preisen verunmöglichte; die Gefahr solcher vorübergehender Ueberschwemmungen unseres Holzmarktes ist auch für die Zukunft nicht gebannt. Außerdem hatte das Brennholz, das mehr als die Hälfte der inländischen Holzernte ausmacht, vor dem Kriege an den übrigen Brennstoffen starke Gegner, und bald wird der Brennholzverkauf von neuem recht schwierig sein. In erster Linie müssen sich die Waldbesitzer selbst um den Holzabsatz bemühen. Sie verfolgen ihre wirtschaftlichen Ziele am besten gemeinsam. Nach dem ersten Weltkriege entstanden fast überall im Lande Holzproduzentenverbände, und 1921 wurde der Schweizerische Verband für Waldwirtschaft gegründet. Die Aufgabe dieser Verbände besteht darin, die Interessen der Waldbesitzer in ihrem ganzen Umfange zu wahren; dazu gehört besonders die Sorge um den Holzabsatz. Geschlossenes Vorgehen beim Angebot, allgemeingültige Abreden mit den Holzkäufern, zuverlässige Orientierung auch des letzten Waldbesitzers über die Marktlage wurden angestrebt und weitgehend erreicht. Gegen ein übermäßiges ausländisches Holzangebot können aber nur die Bundesbehörden helfen, indem sie die Einfuhr genügend beschränken; sie haben dies in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Verband für Waldwirtschaft zeitweise wirksam getan. Für die Zukunft ist hier, nicht bloß für die Waldwirtschaft, sondern für die ge-



Ruepp & Co. AG.
Sarmenstorf
Tricots & Jerseys
«ALPINIT»

samte Holzwirtschaft, noch mehr als bisher rechtzeitige staatliche Hilfe unerläßlich. Dieser staatliche Schutz lohnt sich: Der Schweizer Wald allein kann für unser Land auf die Dauer ein zuverlässiger Lieferant des unentbehrlichen Rohstoffes Holz werden, er vermag dies aber nur, falls seine Pflege nicht durch schwere wirtschaftliche Rückschläge immer wieder gestört wird.
Damit intensivste Holzproduktion einen Sinn hat, muß jedes Stück Holz dort und so verwendet werden, wo und wie es sich am besten eignet. Dann erst kommen die vorzüglichen Eigenschaften des Holzes voll zur Geltung; darin liegt zugleich ein wertvolles Mittel gegen unerträgliche Absatzschwankungen. Auch auf diesem Gebiete konnte in neuester Zeit manches verbessert werden, so ist zum Beispiel die Lignum, Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für das Holz, mit Erfolg um die einwandfreie Holzverwendung im Bauwesen bemüht, und die Brennholzkommission des Schweizerischen Verbandes für Waldwirtschaft hat in Zusammenarbeit mit technischen Instituten und Heizungsfirmen für das Brennholz moderne Oefen und Herde geschaffen. Bis jedoch das letzte Stück Holz so gebraucht wird, daß es den größtmöglichen Nutzen stiftet, fehlt noch viel. Vor allem sind die mechanischen und chemischen Eigenschaften des Holzes eingehender zu erforschen. Die interessierten Wirtschaftszweige und der Staat sollten alle erforderlichen Mittel beschaffen. Die Ergebnisse der Holzforschung werden die Anwendungsmöglichkeiten des Rohstoffes Holz mit der Zeit vielleicht ins Ungeahnte steigern. Die Holzverarbeiter müssen ihren Rohstoff richtig zu behandeln wissen; das ist nicht so einfach; insbesondere erweist sich eine bessere berufliche Ausbildung der Säger als dringend erwünscht. Endlich ist eine sachlich einwandfreie, umfangreiche Propaganda für die richtige Holzverwendung unerläßlich.
Im Vorangehenden wurde eine Frage immer wieder gestreift: Wer soll und kann die Voraussetzungen für die intensivere Waldpflege schaffen? Wohl liegt beste Forstwirtschaft ganz besonders im Interesse der Waldbesitzer, und ihnen ist es weitgehend anheimgestellt, sie zu verwirklichen. Aber auch für die Allgemeinheit hängt von der Forstwirtschaft Entscheidendes ab. Darum hat sich der Staat ein maßgebendes Mitspracherecht gewahrt; er sieht seine Aufgabe hauptsächlich darin, die Schutzwirkungen des Waldes zu vermehren, Waldfläche und Holzvorrat zu erhalten oder gar zu vergrößern und Wegbauten, Verbauungen und Aufforstungen zu fördern. Bund und Kantone haben sich überdies zum Teil dafür eingesetzt, Güte und Menge des Holzertrages zu heben und die Waldbesitzer wirtschaftlich zu schützen. Auf diesen beiden Gebieten hat die staatliche Mitarbeit, im ganzen gesehen, jenes Maß noch nicht erreicht, das nötig wäre, um unseren nationalen Reichtum «Wald» so stark als möglich zu mehren. Hier liegt die zusätzliche Aufgabe gegenwärtiger und künftiger Forstpolitik; dazu braucht es rechtliche Handhaben. Artikel 24 der Bundesverfassung überträgt dem Bunde die Oberaufsicht über die Forstpolizei. Im Jahre 1902 wurde das heute geltende eidgenössische Forstpolizeigesetz geschaffen; es hat dem Staate die erwähnte, wertvolle Tätigkeit auf dem Gebiete des Forstwesens ermöglicht. Um jedoch den ferneren Zielen, welche heute verfolgt werden müssen, näher zu kommen, hat der Schweizerische Forstverein den Entwurf zu einem eidgenössischen Forstwirtschaftsgesetz ausgearbeitet, das an die Stelle des Forstpolizeigesetzes von 1902 treten soll. Das neue Forstgesetz wird voraussichtlich auch eine neue verfassungsmäßige Grundlage erfordern. In der Verfassung verankerter Handhaben werden die Behörden außerdem bedürfen, wenn sie die Waldwirtschaft, ja die gesamte Holzwirtschaft, gegen zeitweise übermäßige ausländische Konkurrenz schützen wollen.
Das Waldheft des «Du» erscheint auf den 1. August. An diesem Tage mag sich der Schweizer noch deutlicher als sonst der Pflicht erinnern, die ideellen wie die greifbaren Güter, die sein Vaterland ausmachen, sorgsam zu hüten. Zu diesen Werten gehört der Wald. Seit Kriegsausbruch ist wenigstens einer der vielen Vorteile des Schweizer Waldes, seine Bedeutung als Rohstofflieferant, jedem bewußt geworden. Die Waldwirtschaft hat uns über eine gefährliche Rohstoffnot hinweggeholfen und damit wesentlich beigetragen, unsere Freiheit zu bewahren. Der Wald erlitt während dieser Zeit durch Holzschläge, welche das forsttechnisch zulässige Maß überschritten, und durch die Waldrodungen zum Zwecke des Mehranbaues empfindliche Verluste. Diese Schäden müssen wieder behoben und die Wälder müssen instand gesetzt werden, ihre wohltuenden Wirkungen auf das nationale Leben voll auszuüben. Die Aufbauarbeit wird Jahrzehnte dauern, und nur der Forstmann kann sie leisten. Waldbesitzer und Allgemeinheit haben jedoch heute schon die Voraussetzungen für den Aufbau zu schaffen. Das heißt, daß nicht nur Behörden und zuständige Amtsstellen die Waldwirtschaft fördern, sondern daß alle Schweizer ihre Verantwortung für den Wald kennen und, wo immer es nötig ist, entsprechend handeln sollen. Das vorliegende Heft hat den Wald nicht zuletzt als Erhalter und Stärker des Heimatgefühls und der Naturverbundenheit, als Quelle leiblicher und seelischer Gesundheit gezeigt. Vergessen wir nicht, uns auch für diese Geschenke durch beste Pflege des Waldes dankbar zu zeigen.

Ernst Staffelbach

Jede Bewegung

auch die kleinste





Tagebuch vom Orinoko

Die Nacht war still und heiter, und der Mond schien herrlich. Die Krokodile lagen am Ufer; sie hatten sich so gelegt, daß sie das Feuer sehen konnten. Wir glauben bemerkt zu haben, daß der Glanz desselben sie herlockt wie die Fische, die Krebse und andere Wassertiere. Die Indianer zeigten uns im Sand die Fährten dreier Tiger, darunter zweier ganz jungen. Ohne Zweifel hatte hier ein Weibchen seine Jungen zum Trinken an den Fluß geführt. Da wir am Ufer keinen Baum fanden, steckten wir die Ruder in den Boden und befestigten unsere Hängematten daran. Alles blieb ziemlich ruhig bis um elf Uhr nachts; da aber erhob sich im benachbarten Wald ein so furchtbarer Lärm, daß man beinahe kein Auge schließen konnte. Unter den vielen Stimmen wilder Tiere, die zusammen schrien, erkannten unsere Indianer nur diejenigen, die sich auch einzeln hören ließen, namentlich die leisen Flötentöne der Sapajous (Kapuzineraffen [Cebus]), die Seufzer der Alouatos (Brüllaffen [Mycetes]), das Brüllen des Tigers und des Cuguars oder amerikanischen Löwen ohne Mähne (Silberlöwe, Puma [Felis concolor]), das Geschrei des Bisamschweins (Tayassu [Dicotyles] albirostris [labiatus]), des Faultiers, des Hokko, des Parraqua (vgl. oben) und einiger anderen hühnerartigen Vögel. Wenn die Jaguare dem Waldrande sich näherten, so fing unser Hund, der bis dahin fortwährend gebellt hatte, an zu heulen und suchte Schutz unter den Hängematten. Zuweilen, nachdem es lange geschwiegen, erscholl das Brüllen der Tiger von den Bäumen herunter, und dann folgte darauf das anhaltende schrille Pfeifen der Affen, die sich wohl bei der drohenden Gefahr auf und davon machten.

Ich schildere Zug für Zug diese nächtlichen Auftritte, weil wir zu Anfang unserer Fahrt auf dem Apure noch nicht daran gewöhnt waren. Monatelang, allerorten, wo der Wald nahe an die Flußufer rückt, hatten wir sie zu erleben. Die Sorglosigkeit der Indianer macht dabei auch dem Reisenden Mut. Man redet sich mit ihnen ein, die Tiger fürchten alle das Feuer und greifen niemals einen Menschen in seiner Hängematte an. Und solche Angriffe kommen allerdings sehr selten vor, und aus meinem langen Aufenthalt in Südamerika erinnere ich mich nur eines einzigen Falls, wo, den Achaguas-Inseln gegenüber, ein Llanero (Steppenbewohner) in seiner Hängematte zerfleischt gefunden wurde. Befragt man die Indianer, warum die Tiere des Waldes zu gewissen Stunden einen so furchtbaren Lärm erheben, so geben sie die lustige Antwort: «Sie feiern den Vollmond.» Ich glaube, die Unruhe rührt meist daher, daß im inneren Walde sich irgendwo ein Kampf entsponnen hat. Die Jaguare zum Beispiel machen Jagd auf die Bisamschweine und Tapire, die nur Schutz finden, wenn sie beisammenbleiben und in gedrängten Rudeln fliehend das Gebüsch, das ihnen in den Weg kommt, niederreißen. Die Affen, scheu und furchtsam, erschrecken ob dieser Jagd und beantworten von den Bäumen herab das Geschrei der großen Tiere Sie wecken die gesellig lebenden Vögel auf, und nicht lange, so ist die ganze Menagerie in Aufruhr. Wir werden bald sehen, daß dieser Lärm keineswegs nur bei schönem Mondschein, sondern vorzugsweise während der Gewitter und starken Regengüsse unter den wilden Tieren ausbricht. «Der Himmel verleihe ihnen eine ruhsame Nacht wie uns anderen!» sprach der Mönch, der uns an den Rio Negro begleitete, wenn er, todmüde von der Last des Tages, unser Nachtlager einrichten half. Es war allerdings seltsam, daß man mitten im einsamen Wald sollte keine Ruhe finden können. In den spanischen Herbergen fürchtet man sich vor den schrillen Tönen der Gitarren im anstoßenden Zimmer; in denen am Orinoko, das heißt auf offenem Gestade oder unter einem einzeln stehenden Baum, besorgt man, durch Stimmen aus dem Walde im Schlaf gestört zu werden.

Am 2. April. Wir gingen vor Sonnenaufgang unter Segel. Der Morgen war schön und kühl, wie es Leuten vorkommt, die an die große Hitze in diesen Ländern gewöhnt sind. Das Thermometer stand in der Luft nur auf 28 Grad, aber der trockene, weiße Sand am Gestade hatte trotz der Strahlung gegen einen wolkenlosen Himmel eine Temperatur von 36 Grad behalten. Die Delphine (Toninas) (Humboldt beobachtete zuerst, daß in den tropischen Flüssen Südamerikas eigenartigerweise Delphine vorkommen, besonders angepaßte «Flußdelphine» [Inia geoffroyensis]. Alle Delphine gehören zu den walfischähnlichen Seesäugetieren [Cetacea]) zogen in langen Reihen durch den Fluß, und das Ufer war mit fischfangenden Vögeln bedeckt. Manche machen sich das Floßholz, das den Fluß herabtreibt, zunutze und überraschen die Fische, die sich mitten in der Strömung halten. Unser Kanu stieß im Laufe des Morgens mehrmals an. Solche Stöße, wenn sie sehr heftig sind, können schwache Fahrzeuge zertrümmern. Wir fuhren an den Spitzen mehrerer großer Bäume auf, die jahrelang in schiefer Richtung im Schlamm steckenblieben. Diese Bäume kommen bei Hochwasser aus dem Sarare herunter und verstopfen das Flußbett dergestalt, daß die Pirogen stromaufwärts häufig zwischen den Untiefen und überall, wo Wirbel sind, kaum



Dainty





durchkommen. Wir kamen an eine Stelle bei der Insel Carizales, wo ungeheuer dicke Courbarilstämme aus dem Wasser ragten. Sie saßen voll von Vögeln, einer Art Plotus (Schlangenhalsvogel [den Scharben verwandt]. Anhinga heißt die amerikanische Art), die der Anhinga sehr nahesteht. Diese Vögel sitzen in Reihen auf, wie die Fasanen und die Parraquas, und bleiben stundenlang, den Schnabel gen Himmel gestreckt, regungslos, was ihnen ein ungemein dummes Aussehen gibt. Bei der Vuelta de Basilio, wo wir ans Land gingen, um Pflanzen zu sammeln, sahen wir oben auf einem Baum zwei hübsche kleine pechschwarze Affen von der Größe des Sai (Sai ist der Cebus capucinus oder echte Kapuzineraffe), mit Wickelschwänzen. Ihrem Gesicht und ihren Bewegungen nach konnte es weder der Coaita (Klammeraffe [Ateles paniscus]), noch der Chamek (Ateles pentadactylus), noch überhaupt ein Atele (eine Atelesart) sein. Sogar unsere Indianer hatten nie dergleichen gesehen. In diesen Wäldern gibt es eine Menge Sapajous, welche die Zoologen in Europa noch nicht kennen, und da die Affen, besonders die in Rudeln lebenden und darum rührigeren, zu gewissen Zeiten weit wandern, so kommt es vor, daß bei Eintritt der Regenzeit die Eingeborenen bei ihren Hütten welcher ansichtig werden, die sie nie zuvor gesehen. Am selben Ufer zeigten uns unsere Führer ein Nest junger Leguans (große Eidechse [Iguana]), die nur 4 Zoll lang waren. Sie waren kaum von einer gemeinen Eidechse zu unterscheiden. Die Rückenstacheln, die großen aufgerichteten Schuppen, all die Anhängsel, die dem Leguan, wenn er 4 bis 5 Fuß lang ist, ein so ungeheuerliches Ansehen geben, waren kaum in Rudimenten vorhanden. Das Fleisch dieser Eidechse fanden wir in allen sehr trockenen Ländern von angenehmem Geschmack, selbst zu Zeiten, wo es uns nicht an anderen Nahrungsmitteln fehlte. Es ist sehr weiß und nach dem Fleisch des Tatu oder Gürteltieres, das hier Cachicamo heißt, eines der besten, die man in den Hütten der Eingeborenen findet.

Gegen Abend regnete es; vor dem Regen strichen die Schwalben, die vollkommen den unsrigen glichen, über die Wasserfläche hin. Wir sahen auch, wie ein Flug Papageien von kleinen Habichten ohne Hauben verfolgt wurden. Das durchdringende Geschrei der Papageien stach vom Pfeifen der Raubvögel seltsam ab. Wir übernachteten unter freiem Himmel am Gestade, in der Nähe der Insel Carizales. Nicht weit standen mehrere indianische Hütten auf Pflanzungen. Unser Steuermann kündigte uns zum voraus an, daß wir den Jaguar hier nicht würden brüllen hören, weil er, wenn er nicht großen Hunger hat, die Orte meidet, wo er nicht allein Herr ist. «Die Menschen machen ihn übellaunig», «los hombres lo enfadan», sagt das Volk in den Missionen, ein spaßhafter, naiver Ausdruck für eine richtige Beobachtung.

Am 3. April. Seit der Abfahrt von San Fernando ist uns kein einziges Kanu auf dem schönen Strome begegnet. Ringsum herrscht tiefe Einsamkeit. Am Morgen fingen unsere Indianer mit der Angel den Fisch, der hierzulande Caribe oder Caribito (Karaibenfisch, Piraya [Pygocentrus piraya], zur Familie der Salmler [Characinidae], speziell den Sägesalmlern, gehörig) heißt, weil keiner so blutgierig ist. Er fällt die Menschen beim Baden und Schwimmen an und reißt ihnen oft ansehnliche Stücke Fleisch ab. Ist man anfangs auch nur unbedeutend verletzt, so kommt man doch nur schwer aus dem Wasser, ohne die schlimmsten Wunden davonzutragen. Die Indianer fürchten diese Caraibenfische ungemein, und verschiedene zeigten uns an den Waden und Schenkeln vernarbte, sehr tiefe Wunden, die von diesen kleinen Tieren herrühren, die bei den Maypures Umati heißen. Sie leben auf dem Boden der Flüsse, gießt man aber ein paar Tropfen Blut ins Wasser, so kommen sie zu Tausenden herauf. Bedenkt man, wie zahlreich diese Fische sind, von denen die gefräßigsten und blutgierigsten nur 4 bis 5 Zoll lang werden, betrachtet man ihre dreiseitigen schneidenden, spitzen Zähne und ihr weites retraktiles Maul, so wundert man sich nicht, daß die Anwohner des Apure und des Orinoko den Caribe so sehr fürchten. An Stellen, wo der Fluß ganz klar und kein Fisch zu sehen war, warfen wir kleine blutige Fleischstücke ins Wasser. In wenigen Minuten war ein ganzer Schwarm von Caraibenfischen da und stritt sich um den Fraß. Der Caribito hat einen sehr angenehmen Geschmack. Weil man nirgends zu baden wagt, wo er vorkommt, ist er als eine der größten Plagen dieser Landstriche zu betrachten, wo der Stich der Moskitos und der Ueberreiz der Haut das Baden zu einem dringenden Bedürfnis machen.

Alexander von Humboldt



Zahlen um den Wald

Unser Wald gehört zu jenen Nationalgütern, die man meist erst dann zu schätzen beginnt, wenn sie verlorengegangen sind. Viele Völker der Erde haben diese bittere Erfahrung schon machen müssen! Heute ist Amerika an der Reihe: Im Verlaufe von 300 Jahren wurde seine Waldfläche durch rücksichtslose Schwendungen in weiten Gebieten auf einen Viertel reduziert. Eine solche Mißachtung aller Vorsicht führte zu ausgedehnten *Bodenzerstörungen*, zur Versandung riesiger ehemals fruchtbarer Kulturflächen. Wind und Wasser tragen die gute Ackerkrume weg, um öde Wüsten zurückzulassen. Man schätzt heute die im Gefolge von Entwaldung in den USA. zerstörte Fläche auf 1140000 km², also auf einen Zehntel der Ausdehnung Europas, 28mal größer als die Schweiz. Gleichzeitig sind Gebiete von dreifach größerem Ausmaß sehr stark gefährdet. In Nordkarolina verlandeten im Verlauf der letzten 50 Jahre 11 von 15 Stauseen. Eine riesige Bewässerungsanlage in Neumexiko sollte nach den Schlammablagerungsmessungen für 230 Jahre ausreichen. Nach 60 Jahren war sie aber völlig versandet und unbrauchbar . . . Die Vereinigten Staaten geben jedes Jahr 2 Milliarden Franken für die Wiederaufforstung solcher zerstörter Waldgebiete aus. Das ist doppelt soviel, als uns Schweizer die Mobilmachung 1939—1945 jährlich gekostet hat!

Doch brauchen wir uns nicht in die Brust zu werfen. Im eigenen Land ereignete sich Aehnliches: Im letzten Jahrhundert folgten sich in der Schweiz große *Ueberschwemmungen* in beängstigender Weise. Das Rheintal litt unter schweren Hochwasserkatastrophen in den Jahren 1817, 1821, 1829, 1834, 1839, 1846, 1853, 1855, 1866 und vor allem 1868. An einem einzigen Tag dieses Jahres stieg das Wasser des Rheins in Reichenau um 6,45 m. Die Bahnhöfe von Ragaz und Sargans standen 1,2 m unter Wasser, und man befürchtete ein Ueberlaufen des Rheins nach dem Walensee. An 38 Stellen war die Bahnlinie unterbrochen, 60000 ha fruchtbaren Landes waren überflutet. Weitere Katastrophen wiederholten sich 1871, 1872, 1876. Die Fluthöhe der Thur erreichte bei Andelfingen 9,9 m, entsprechend einem Durchfluß von 1400 m³ pro Sekunde (normal sind 35 m³/sek.). Der Rhein stieg oberhalb des Bodensees in wenigen Stunden von 30 auf 3000 m³/sek. An einem solchen Tag führte die Sihl innert 12 Stunden 260000 Tonnen festen Materials mit sich. Die alte Linth erhöhte ihr Bett bei Weesen durch Kiesaufschüttung im Verlauf von 80 Jahren um 4,8 Meter. Die Rhone lagerte 1834 in Chippis den Schutt 5—6 Meter hoch ab, und in Buchs wurde die Flußsohle bei einem einzigen Hochwasser auf eine Länge von 10 km um einen vollen Meter gehoben. Der unablässige Kampf gegen das nasse Element verschlang gewaltige Mittel: In den Gemeinden des St. Galler Rheintals stand der Steuerfuß bis auf 38‰! Als der Bundesrat eine Expertenkommission beauftragte, nach den Ursachen der häufigen Katastrophen zu forschen, lautete die Antwort deutlich: Die Zerstörung ausgedehnter Waldungen durch Kahlhieb oder Beweidung im Einzugsgebiet unserer Alpenflüsse trägt schwere Schuld daran . . .

Man hätte es eigentlich wissen sollen: Der poröse Waldboden *wirkt wie ein Schwamm* und hält Regen und Schmelzwasser lange Zeit zurück. Fand man doch, daß ein Kubikmeter Moos 280 Liter Wasser zu halten vermag! Waldboden ist bis 100mal durchlässiger, also poröser als stark benutztes Weideland. Zudem festigt Wald den Boden und *hemmt die Erosion:* Amerikanische Untersuchungen zeigen, daß die Geschiebeführung von Flüssen nach Kahlschlag der Wälder im Einzugsgebiet 7—8mal größer wurde. Und noch etwas: Der Wald gibt große Mengen von Wasser durch Verdunstung wieder an die Atmosphäre zurück. Eine Hektare 115jährigen Buchenwaldes verdunstet an einem einzigen Tag 25000—30000 Liter Wasser. Ein 40jähriger Fichtenbestand in unserem Mittelland verbrauchte pro Hektare und Jahr 3300000 Liter! Dabei ist nicht zu vergessen, daß dieses Wasser vorerst 30—40, nicht selten gegen 50 Meter hoch in die Kronen hinaufgepumpt werden muß — eine Arbeitsleistung, die uns ordentlich schwitzen machen würde! Dabei nehmen sich unsere höchsten schweizerischen Tannen mit 55 m Höhe, annähernd 40 m³ Inhalt und einem Alter von 300 Jahren neben den Riesen des Auslandes noch sehr bescheiden aus. Aus Australien wird von einem 122 m hohen Eukalyptus berichtet, der bei einem Stammdurchmesser von 7 m am Boden das Berner Münster um 22 m und das Großmünster in Zürich genau um das Doppelte überragen würde! In Kalifornien wachsen Douglasien mit Höhen bis zu 100 m und einem Durchmesser am Boden bis über 7 m. Bekannt sind unter den Wellingtonien Kaliforniens der «Grizzley Giant» mit allerdings «nur» 63 m Höhe, aber einem Durchmesser von 12 m in doppelter Mannshöhe über Boden sowie der «General Sherman» mit 86 m Höhe. Das Alter von beiden wird auf 3000 Jahre geschätzt.

Unser Wald trägt sehr tatkräftig dazu bei, die durch menschliche und tierische Atmung sowie durch Verbrennungsvorgänge aller Art in Industrie und Technik «verbrauchte» Luft zu regenerieren, indem seine Blätter und Nadeln die von den Lebewesen ausgeatmete Kohlensäure aufnehmen und verwerten, um den für Mensch und Tier lebensnotwendigen Sauerstoff abzugeben. Dieser *Umwandlungsprozeß* vollzieht sich unter Mitwirkung des Sonnenlichts in den grünen Teilen der Blätter. Es ist darum auch verständlich, daß die Blattoberfläche möglichst groß sein muß: Eine einzige, 41jährige Douglasie vom Rigifuß trug 123 kg Nadeln, nämlich 14368000 Stück mit einer gesamten Nadeloberfläche von 761 m². Ein 40jähriger Rottannenwald von einer Hektare Fläche besaß 44000 kg Nadeln mit einer Nadeloberfläche von 280000 m², also dem 28fachen der Bodenfläche! Die Assimilation der Kohlensäure vollzieht sich beim Blatt durch besondere Atmungsorgane, die Spaltöffnungen. Auf den Quadratmillimeter Blattfläche finden sich davon im Mittel 200. Ein Buchenwald, der auf einer einzigen Hektare Waldboden 10 ha Blattfläche trägt, besitzt demnach 20 Billionen Spaltöffnungen. Legte man sie wie eine Perlenschnur aneinandergereiht um den Aequator der Erde, so würden auf jeden Millimeter noch immer 500 Stück entfallen. Und wenn man pro Millimeter 50 Spaltöffnungen in Kolonne ordnete, so reichte ihre Linie bis hinauf zum Mond!

Der Baum entzieht der Luft die Kohlensäure, um daraus den Kohlenstoff als wichtigen Bestandteil des Holzes zu verwenden. Im Mittel produzieren 800 kg Buchenblätter mit einer Blattoberfläche von 16000 m² jährlich einen Kubikmeter Holz. Die gleiche Leistung vollbrachten in einem Rottannenwald des Mittellandes 1640 kg Nadeln mit 10300 m² Oberfläche. Wer will, mag daraus die gesamte Blattmenge des Schweizerwaldes berechnen, der in normalen Zeiten Jahr für Jahr 3 Millionen Kubikmeter Holz produziert. Diese Menge, die einen Wert von gegen 100 Millionen Franken darstellt, entspricht einer Nutzholzwalze von 1 m² Querschnittsfläche und 1350 km Länge (Zürich—Bukarest), einer Beige Klafterholz von 1240 km Länge (Zürich—Madrid) und erst noch einer Beige Reisigwellen von 1400 km Länge (Zürich—Stockholm). Während der vergangenen Kriegsjahre betrug die jährliche Ernte annähernd doppelt soviel . . .

Der Wald, dieses Sinnbild urwüchsiger Kraft, zeichnet sich durch eine verschwenderische Fruchtbarkeit aus. Besonders die Nadelhölzer bringen unvorstellbare Zahlen von Pollenkörnern hervor, welche während der Blütezeit als der bekannte «Schwefelregen» vom Wind über weite Strecken verfrachtet werden. In Kopenhagen beobachtete man dichte Wolken gelben Pollenstaubes, die aus den 150 km entfernten Waldgebieten Mecklenburgs übers Meer geweht worden waren.

Nicht minder eindrücklich ist die Zahl der Samen. An einer Föhre zählte man in einem Jahr 80000 Samen — ein Gewicht von etwa einem Pfund — welche vom Wind in alle Richtungen verbreitet wurden. Auf dem Waldboden fanden sich auf einem einzigen Quadratmeter 292 davon. Eine andere Untersuchung berichtet von einer Birke, die 30 Millionen Samen — 1½ Millionen wiegen ein Kilogramm — hervorgebracht habe. Es ist ja wohl verständlich und auch gut so, daß sie nicht alle auf fruchtbaren Boden fallen und aufgehen. Immerhin stehen in einem geschlossenen, aus natürlicher Besamung entstandenen Tannenjungwuchs bis 75000 Pflänzchen pro Hektare. Eine dichte Buchenverjüngung kann auf einer Hektare bis zu einer halben Million Jungbuchen zählen. Im Alter von hundert Jahren werden davon vielleicht noch 200 Altbäume übriggeblieben sein. Wenn der Förster geschickt war, dann sind diese 200 die Qualitätsauslese aus dem ehemaligen Ueberfluß — der Stolz ihres Pflegers und die Freude der Waldbesucher.

Alfred Huber



Eidechsenwunder

Nach einer Viertelstunde etwa kamen wir in einen dichten Laubwald, und nach der Sommerhitze draußen empfing uns eine plötzliche Schattenkühle; denn der Sonnenschein spielte nur sparsam durch die Blätter. Mein Vetter war bald weit voran; ich vermochte nicht so schnell fortzukommen, wegen des Unterholzes, das überall umherstand. Mitunter hörte ich ihn meinen Namen rufen, und ich antwortete ihm dann auf meiner Pfeife. Endlich trat ich aus dem Gebüsch in eine kleine sonnige Lichtung. Ich blieb unwillkürlich stehen; mich überkam ein Gefühl unendlicher Einsamkeit. Es war so seltsam still hier; ein paar Schmetterlinge gaukelten lautlos über einer Blume, der Sonnenschein lag schimmernd auf den Blättern, und ein schwerer, würziger Duft schien wie eingefangen in dem abgeschiedenen Raume. In der Mitte desselben auf einem bemoosten Baumstumpf lag eine glänzende grüne Eidechse und sah mich wie verzaubert mit ihren goldenen Augen an.

Theodor Storm: «Im Schlosse»



Welche ist Ihre Bürste?

Fort mit solchen Bürsten!

Tek-Nylon

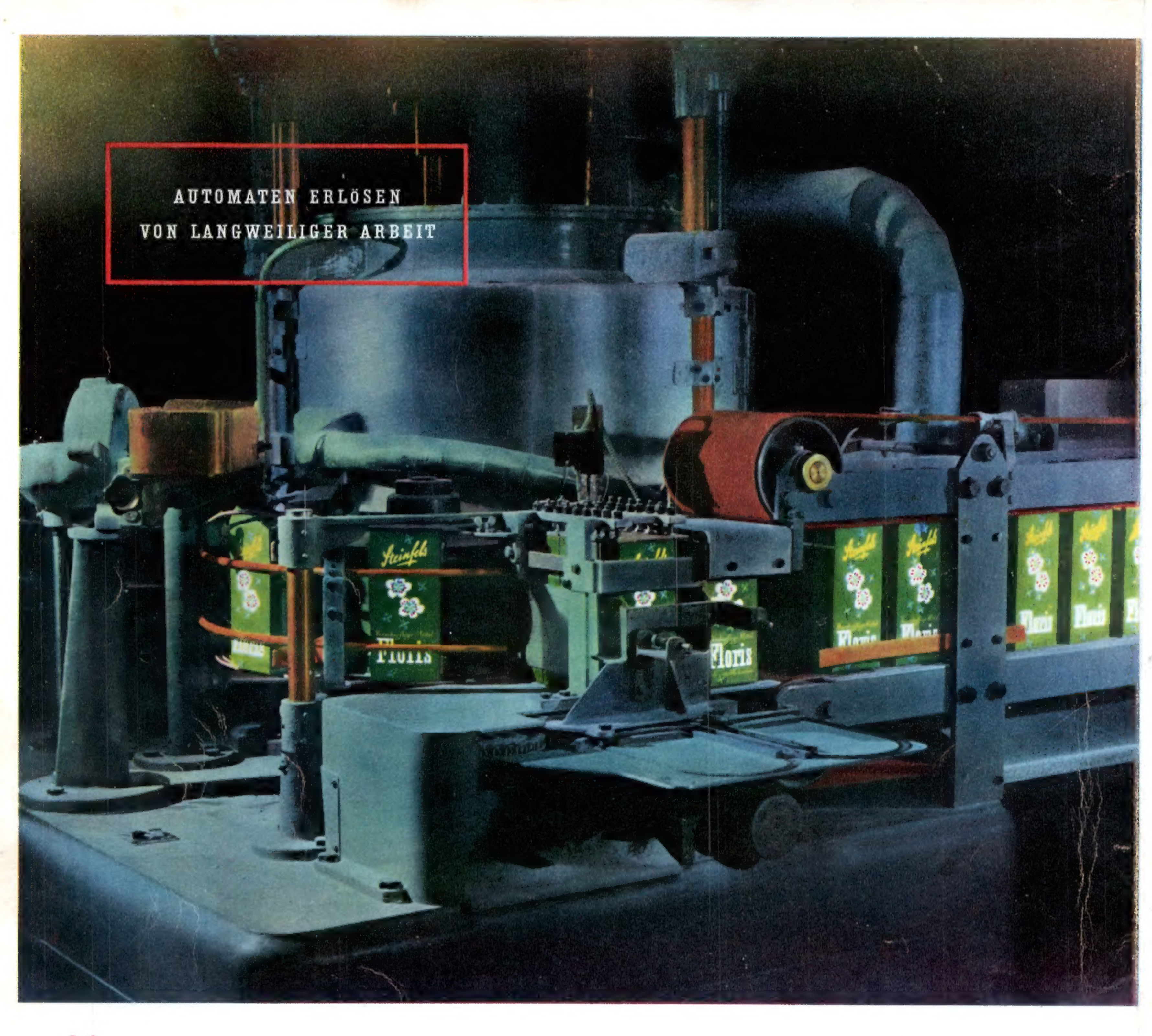
Wird sie weich, kaum ist sie naß? Stehen die Borsten in allen Richtungen? Stechen sie? Fallen sie aus? — In hunderttausend Zahnputzgläsern, in hunderttausend Badezimmern stehen solche Bürsten. Ihre Besitzer möchten sparsam sein. Was sie aber an Bürsten sparen, geht an den Zähnen zehnfach wieder zugrunde.

Fort mit solchen Bürsten! Tek ins Zahnputzglas! Tek, die wissenschaftlich geformte, wissenschaftlich dimensionierte, unverwüstliche Nylonbürste. Die Form genau nach dem Zahnbogen, die Maße genau nach den Zähnen — das ist Tek. Die Borsten makellos glatt, damit kein Unrat sich festsetzen kann, und unglaublich widerstandsfähig — das ist Tek. Immer gleich hart, immer gleich lang, immer gleich sauber — das ist Tek.

Pensionieren Sie heute noch Ihre alte, ausgediente Bürste — morgen muß Ihnen ein hübsches, handliches Bürstchen mit tadellos glatten, glänzenden Borsten entgegenlachen, das Ihnen ganz andere Dienste leisten wird. — Es soll Tek sein! Fr. 2.50 medium/hard.



JOHNSON & JOHNSON INTERNATIONAL



Manche Arbeit wird heute noch von Hand ausgeführt, und fast jede Industrie kennt Arbeitsphasen, in denen der Mensch nicht entbehrt werden kann. In der Seifenindustrie zum Beispiel läßt sich das überwachende Auge des Siedemeisters durch keinen Apparat ersetzen. Das spezialisierte menschliche Gefühl reagiert dort, wo es auf eine Vielzahl von Beobachtungen ankommt, feiner.

Andere Arbeiten wurden zum Vorteil der Arbeitskräfte durch Maschinen übernommen, vor allem dort, wo es um stets gleichbleibende, abstumpfende Verrichtungen geht. Da kann eine Maschine für die Menschen erlösend wirken, sie kann gleichzeitig Kosten einsparen und dem Verbraucher Vorteile bringen.

So zum Beispiel in der Packerei. Was früher 60 fleißige Hände in achtstündiger Arbeit mit Mühe fertigbrachten, das leistet eine moderne Paketieranlage geräuschlos und staubfrei. 30 000 Pakete werden im Tag normalerweise von einem solchen Automaten in Form gebracht, gefüllt, verschlossen und verklebt.

Groß sind die Vorteile dieses Systems für den Verbraucher. Er erhält ein tadelloses, widerstandsfähiges Paket, darin immer das genau gleiche Gewicht der genau gleichen, ausgezeichneten Ware, die niemand vor ihm berühren konnte.

Die sorgfältig durchorganisierte Steinfelsfabrik hat auch in dieser Hinsicht jeden Fortschritt mitgemacht. Ihre vorbildlichen Seifenprodukte werden dem Konsumenten in mustergültigen Verpackungen ausgehändigt, die den Namen Steinfels als Garantiezeichen tragen.

FRIEDRICH
STEINFELS
ZÜRICH

DER GRÖSSTE
SEIFENPRODUZENT
DER SCHWEIZ